Reclams Universal-Bibliothek

Oak Street
UNCLASSIFIED

Nr. 6897

Ferdinand Gregorovius

Die Insel Capri

Eine Idylle

Dies Buch ist auch gebunden käuflich!

Univ. of Ill. Library
53
1562

Die Insel Capri

Eine Idylle

von

Ferdinand Gregorovius

Zu Weihnachten
1928.

Mit einem Nachwort von
Ernst Sander

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

Alle Rechte vorbehalten

Druck von Philipp Reclam jun. Leipzig
Printed in Germany

Einen vollen Sommermonat lebte ich auf dem Eiland Capri und genoß die Fülle zaubervoller Einsamkeit des Meers. Nun möchte ich auch diese märchenhaften Erscheinungen festhalten; aber ihre Schönheit, ihre Stille und Heimlichkeit ist mit Worten kaum zu sagen.

Jean Paul hat Capri mit einer Sphinx verglichen; mir kam die schöne Insel, wenn ich sie vom Festland betrachtete, wie ein antiker Sarkophag vor, dessen Seiten schlangenhaarige Eumeniden schmücken; obenauf aber liegt Tiberius. Und so reizte mich dies klassisch geformte Eiland immerdar durch seine Gestalt, durch seine Einsamkeit, und die düstern Erinnerungen an jenen Kaiser Roms, welcher von der Welt, die ihm gehörte, nur diesen Fels als Eigentum erwählte.

An einem Sonntag, es war die heiterste Frühe, stiegen wir in Sorrento in die Barke und ließen uns nach Capri hinüberrudern. Das Meer war so still wie der Himmel, und alles in weiter Ferne in träumerischem Duft verloren; aber Capri stand vor uns groß und ernst, klippenstarr und felszackengepanzert, in der melancholischen Wildheit seiner Berge und in der schroffen Jähe der schwindelsteilen Kalkwände von roter Farbe, fürchterlich und lieblich zu gleicher Zeit. Auf den Höhen braune Kastelle, nun zerfallen; verlassene Strandschanzen mit einsamlichen Kanonenschlünden, die schon der wilde Ginsterstrauch lachend

mit gelben Blumenästen überdeckt; Klippen, wüst und wild und schartig, in den Äther hinaufgreifend und von den Seefalken überflattert, vogelheimisch und sonngewohnt, wie Äschylus sagt; Höhlen tief unten, dämmervoll und märchenhaft; aber oben auf dem gebogenen Rücken des Eilandes ein heiteres Städtchen mit weißen gewölbten Häusern, mit hohen Mauern und einer gewölbten Kirchenkuppel; unten an der schmalen weißsandigen Marina der Hafen der Fischer und viele aufgereihte Barken.

Die Glocken läuteten eben und verhallten, da wir an den Strand fuhren, auf dem Ufer aber stand ein schmuckes Fischermädchen, das Holzbänkchen haltend, welches sie gleich in die Wellen hineinschob, als das Boot landete, damit wir trockenen Fußes ans Land kämen. Wie ich nun ans Ufer sprang, auf dies seltsame Capri, das ich mir im Norden so oft vorgestellt hatte, fühlte ich mich gleich wie zu Hause; alles war still und verschwiegen, kaum ein Fischer zu sehen, nur ein paar badende Kinder an einer Klippe, ein paar Fischermädchen am Ufer, die Felsen ringsumher ernst und still. In eine wilde und zauberische Einsiedelei war ich eingetreten. Und nun ging es von der Marina gleich aufwärts auf einem steilen und mühsamen Pfade zwischen Gartenmauern nach dem Städtchen Capri. Es sind Oliven-, Wein- und Orangengärten in der Faltung der Felsen aufgegrünt, doch spärlich anzusehen, wenn das Auge durch die Überfülle kampanischer Landschaft verwöhnt wurde. Auch die Bäume scheinen auf Capri Einsiedler.

Tritt man über eine hölzerne Brücke und durch das alte Tor in das Städtchen selbst, so umfängt das Gemüt die heiterste Eremitage und das originellste Bild

von Frieden, Bedürfnislosigkeit und Kindlichkeit. Denn dort sitzen auf den steinernen Stufen der Kirche auf einem ganz kleinen Platze Bürger in ihren Festkleidern und plaudern, hier spielen Kinder mit lärmender Fröhlichkeit, und der Platz selbst sieht aus, als hätten sie ihn im Spiel aufgebaut. Die Häuser sind klein, mit platten und oben gewölbten Dächern, und fast über jedes schlängelt sich ein Rebenstock.

Durch enge Straßen, die niemals ein Wagen befuhr, geht man zur Locanda des Don Michele Pagano, vor welcher ein königlicher Palmenbaum seine majestätische Krone erhebt. Auch hier glaubt man in die stillste Einsiedelei einzukehren, in eine Herberge für Pilger mit dem Stab und dem Muschelhut.

Kaum waren wir in unser Zimmer eingezogen, als uns ein murmelnder Gesang wieder auf die Gasse trieb. Es war Sonntag, und eine Prozession durfte nicht fehlen. Aber wie bizarr und fremd war ihr Anblick. Sie gingen, Männer und Frauen, jene in weißen Kapuzen, diese in weißen Schleiern, hinter dem Kreuz. Um die Kapuzen hatten sie einen grünen Kranz aus den Zweigen des dornigen Brombeerstrauchs gewunden, und auch der Strick auf der Schulter zeigte, daß es um Pönitenz zu tun war, denn die Prozession galt der Traubenkrankheit. So zogen sie mit Gesang durch die Straßen, und so heidnisch sahen diese dornbekränzten Gestalten aus, daß es schien, es sei dies eine Prozession von Bacchuspriestern, und sie zögen rebenüberkränzt zu einem Tempel des Dionysos. Es trugen fast alle Männer diese Kränze und auch solche, welche nicht in der Kapuze der Brüderschaft gingen. Vor allen fiel mir der Kopf eines alten Invaliden mit silberweißem Haar und Barte auf, der unter dem

Brombeerkranz ganz und gar wie ein Satyr aussah. Hinter den Männern Frauen und Mädchen in langen Schleiern. Weil nun die Gassen so eng sind, daß nur zwei Menschen nebeneinander Raum haben, so waren sie, wenn die Prozession sie durchschritt, von einer Wand bis zur andern erfüllt.

Das war mein Willkomm in Capri. Seitdem lebte ich dort die glücklichsten Tage, und weil ich nun kaum eine andere Stelle in der Welt so eifrig durchwandert und durchklettert habe, in allen Höhen wie in allen zugänglichen Grotten der Tiefe, und weil mir Capri und sein Volk so überaus lieb geworden ist, so will ich es mit diesem kleinen Inselbilde machen wie dankbare Schiffer, die eine Votivtafel stiften und darunter schreiben: Votum fecit, gratiam recepit.

Die Insel hieß bei den Griechen und Römern Caprea oder Capreä. Man will den Namen aus dem Lateinischen erklären, wo er Ziegeninsel bedeutet. Andere leiten ihn aus dem Phönizischen ab, wonach Capraim Zweistadt heißen soll. Den Griechen galt die Insel als ein Sireneneiland, und noch heutzutage hat eine Stelle am Ufer den Namen La Sirena beibehalten. Doch liegen die Sireneninseln des Homer, wie man es einmal angenommen hat, Capri gegenüber an der amalfitanischen Seite des Kaps der Minerva, und dieses selbst, heute Capo di Campanella genannt, wird auch für die Insel der Circe gehalten. Ringsum also ist fabelhaftes, odysseisches Land, die wogenschöne Heimat der Sirenen, deren Gesang den Schiffer hier berückte, wenn er aus dem Golf von Posidonia an diesen schroffen Inselklippen vorüberfuhr.

Man weiß nicht, wann Capri seine ersten Bewohner erhielt. Vielleicht waren es oskische Nachbarn vom

Festland, die sich hier zuerst niederließen. Daß sich auch Phönizier dort ansiedelten, nimmt man allgemein an, und ihnen schreibt man die Gründung der beiden Städte zu, denn es lehrt die von Natur in eine niedere und höhere Hälfte geteilte Insel, daß sie schon vorzeiten zwei Orte hatte, und Strabo sagt: „Capri hatte vor alters zwei kleine Städte, nachher nur eine."

Später kamen Griechen in das schöne Wasserbecken Neapels, den Krater, wie ihn die alten Geographen nennen, und ließen sich an den Küsten und auf den Inseln nieder. Nach Capri aber zogen die Teleboer, taphische Männer akarnanischen Stamms, wie Tacitus und Virgil es selbst sagen. Der erste griechische Herrscher der Insel wird Telone genannt.

In jener Periode, etwa im achten Jahrhundert vor Christi Geburt, siedelten sich Griechen an beiden Golfen von Posidonia und von Neapel an, sie erbauten Cumä und Neapolis, und bemächtigten sich der Inseln dieses herrlichen Meers. Dem höchstgelegenen Ort in Capri gaben sie den noch heute bestehenden Namen Ana-Capri, oder die Oberstadt Capri. Horcht man nun in die Sprache der heutigen Capresen, so möchte man manchen griechischen Laut hören, und blickt man in ihre Gesichter, namentlich in diese kleinstirnigen, edelgeschnittenen und braunen Gesichter der Weiber, so möchte man hellenische Züge darin erkennen, ein Wahn, der durch die kunstlos ideale Tracht des tief geknoteten Haars, und durch die reizende Umfaltung des Mucadore oder Kopftuchs noch verstärkt wird. Aber die Griechen, obwohl auch noch in nachrömischer Zeit Herren des Eilandes, sind doch gar ferne Ahnen dieses Inselvolks, in dessen Adern sich das Blut mischte wie in denen der Neapolitaner selbst. Indes Hellenen

waren die Ahnen dieses Volks, dessen Milde und Grazie nun den Fremden fesselt, den nackten Felsen zu einer lieblichen Idylle macht und selbst den fürchterlichen Dämon Tiberius beschwichtigt.

In jener Zeit bauten die Hellenen Tempel auf Capri, von denen keine Spur blieb, und man sagt, daß die Jugend der Insel in griechischen Kampfspielen, welche sie in der Palästra übte, außerordentlich geschickt war. Selbst Augustus erfreute sich an den gymnastischen Spielen der Jünglinge Capris, denn zu seiner Zeit war die Insel noch hellenischen Wesens. Sie gehörte damals der griechischen Stadt Neapolis. Augustus verliebte sich in Capri. Er trat den Neapolitanern das blühende Eiland Ischia ab und tauschte dafür den klassisch geformten Felsen Capri ein. Als er nämlich einst am Strande des Eilands aus dem Schiffe stieg, brachte man ihm als gute Vorbedeutung die Nachricht, daß eine altersdürre Steineiche plötzlich frisch zu grünen begonnen. Und dies erfreute den Kaiser so hoch, daß er jenen Tausch beschloß.

Augustus kam, die heilsamen Lüfte Kampaniens zu atmen, da seine Gesundheit durch Alter geschwächt worden war. Die balsamische Luft der kühlen Insel, die seltene Schönheit der Felsformen wie der griechische Charakter des Volks behagten ihm; er baute sich in Capri eine Villa und Gärten. Dieses Landhaus stand nach der Annahme der Altertumsforscher auf der Stelle, wo heute die mächtigen Trümmer der Villa di Giove liegen, welche das Volk vorzugsweise Villa des Tiber benennt. Der Ort ist entzückend, der höchste Punkt des östlichen Ufers, von wo der Blick über beide Golfe und in das schrankenlose sizilische Meer hinüberschweift. Aber das Andenken Augusts ist auf

der Insel in den schrecklichen Erinnerungen an Tiberius untergegangen, und so weiß man nicht mehr, wieviel und was er dort baute, auch nicht, wie oft er dort gewesen sei.

Ohne Zweifel waren es seine letzten Lebensjahre, in denen er das Eiland besuchte. Kurz vor seinem Tode brachte er in Gesellschaft des Tiberius und des Sterndeuters Thrasyll vier Tage auf Capri zu, wie Sueton erzählt, ganz hingegeben der Muße und aller Heiterkeit. „Als er zufällig am Golf von Puteoli vorbeifuhr, war eben ein alexandrinisches Schiff gelandet; dessen Reisende und Mannschaft nun legten weiße Gewänder an und bekränzten sich, und indem sie Weihrauch opferten, erhoben sie sein Lob und wünschten ihm Heil, denn von ihm hätten sie Leben, Schiffahrt, Freiheit und Glücksgüter. Das erfreute ihn so sehr, daß er unter seine Begleiter vierhundert Goldstücke verteilen und sie eidlich sich verpflichten ließ, daß keiner solches Geld zu andern Dingen verwenden wolle, als von den Alexandrinern Waren zu kaufen. Aber auch an allen übrigen Tagen verteilte er unter andern Geschenken Togen und Pallien und befahl, daß die Römer griechisch und die Griechen römisch sich kleiden und sprechen sollten. Beständig sah er den Übungen der Epheben (in Capri) zu, von denen noch aus dem alten Institut eine Anzahl übriggeblieben war. Er gab ihnen in seiner Gegenwart einen Schmaus und ausdrücklich die Freiheit, Äpfel und Nachtisch und zugeworfene Geschenke scherzend sich aus den Händen zu reißen, einer dem andern. Und keine Art von heiterm Vergnügen schloß er aus. Ein Capri nahe gelegenes Eiland nannte er Apragopolis wegen des Nichtstuns derer, die aus seinem Gefolg dahin sich entfernten. Einen von seinen

Lieblingen, Masgaba, pflegte er, gleich als wäre er der Gründer des Eilands, Ktistes zu nennen; als er nun von der Tafel aus das Grab dieses Masgaba, welcher ein Jahr zuvor gestorben war, von einem großen Schwarm mit vielen Lichtern besucht sah, sprach er mit lauter Stimme den improvisierten (griechischen) Vers:

‚Des Gründers Grab, im Brande seh' ich es.'

Er wandte sich dabei an Thrasyll, den Begleiter des Tiberius, der ihm gegenüber lag, und fragte ihn, welcher nicht wußte, von welchem Dichter er wohl glaube, daß der Vers sei. Als der nun stockte, setzte er sofort einen zweiten hinzu:

‚Schaust du den Masgaba mit Fackelschein geehrt?'

Auch um diesen Vers fragte er. Jener antwortete nur, die Verse, von wem sie auch seien, wären vortrefflich. Augustus aber brach in ein Gelächter aus und strömte von Scherzen über."

Bald darauf fuhr er nach Neapel, um dann in Nola zu sterben. Dies ist, was Sueton von dem letzten Aufenthalt des Kaisers in Capri erzählt. So wenig es ist, so viel ist es doch wert, dies heitere Bild des greisen Augustus, welcher mit den Bewohnern des Eilands fröhlichen Scherz treibt. Und doppelt anziehend wird diese menschliche Erscheinung durch den Gegensatz zu Tiberius. Denn nun folgt: der greise Tiberius auf Capri.

Das kleine Eiland war elf Jahre lang Rom und Mittelpunkt der Welt. Die Zeit war grau und greisen geworden wie der Eremit dieser Felsenklippe, die Weltgeschichte selbst nur ein düsterer Monolog des Mannes mit dem Medusenhaupt.

Wenn ich nun hier auf den Ruinen der Villa des Zeus sitze und über den strahlenden Golf blicke, so ist es mir, als wäre der rauchende Vesuv dort ein Tiberius der Natur, und ich glaube, oft saß hier Tiber in sich versunken, blickte zum Vesuv hinüber und weidete sich in diabolischer Skepsis an seinem Ebenbilde, dem Dämon der Zerstörung. Ja, schaut man den Vulkan und wieder jenes elysische Kampanien zu seinen Füßen und dieses lichtausatmende, gastliche Meer, so erscheint der einzelne Berg, welcher über all das selige Land schrecklich herrschend hinüberragt, ein Symbol der Menschengeschichte selbst, und dies ganze große Theater Neapels das tiefsinnigste Gedicht der Natur zu sein. So düster, tückisch und einsam, wie dort der Vulkan über dem Paradies zu seinen Füßen, ragte einst der Eremit von Capri über der schönen Welt, die er beherrschte. Es kocht dem einen Mann die ungeheuere Seele, und wenn sie von Vernichtungswut überschwillt, speit er aus Todesurteile, Städteverwüstung, Flucht und Exil, und begräbt er die Welt in tiefe Finsternis.

Die Erinnerung an ihn lebt noch im Volk. Nicht Jahrtausende verwischen sie, denn das Fürchterliche dauert im Gedächtnis länger als das Gute. Sie nennen ihn hier Timberio, und nennen Capri Crap; und wo man auf dem Eilande gehen mag, überall sieht man die Tigerspuren des Tiberius. Selbst den ausgezeichneten Wein auf Capri nennt man hier „Tränen des Tiberius", wie jener vom Vesuv „Tränen Christi" heißt. Köstlich hoch, so glaube ich, muß im Preise der Natur die Träne stehen, die ein Mensch wie Tiberius geweint.

Ich begegne hier einem seltsamen Volksglauben, der mich nicht wenig überrascht hat. Das Volk behauptet

nämlich, daß tief in dem Berge, worauf die Trümmer der Tiberius-Villa liegen, Tiber auf einem kolossalen bronzenen Rosse sitze, er selbst eine Gestalt von Bronze mit brillantenen Augen, und auch sein riesiges Roß habe Augen von Demant. Ein Jüngling, der in einen Bergspalt gekrochen, habe ihn also sitzen sehen, aber die Spur des Ortes alsbald wieder verloren. Ich habe diese Sage aus dem Munde des alten Franziskaners, der nun als Eremit auf der Villa einsiedelt, und ich fand sie auch in dem Buche Mangones über Capri. Sie erinnert an die Sage vom Kaiser Rotbart im Kyffhäuser; aber schwerlich wird das Volk die Wiederkehr des Tiber ins Leben wünschen.

Er kam auf die Insel im Jahre 26 nach Christi Geburt und lebte hier elf lange Jahre, bis er während kurzer Abwesenheit am Berg Misen erstickt ward. Er hatte das Eiland zu einem Lusthain der Venus und einem Olymp aller Götter prachtvoll umgestaltet. Seine zwölf den Obergöttern geweihten Villen nebst andern herrlichen Gebäuden müssen der Insel in Verbindung mit den grandiosesten Felsen ein zauberhaft schönes Ansehn gegeben haben. Heute ist sie mit ihren Trümmern überstreut, und viel birgt noch die Erde unter den Weingärten. Hohl und gespenstisch gähnen nun die Bogen und Untergewölbe der Lustschlösser aus dem Schutt auf den Hügeln, wie durcheinandergeworfene Reste eines wüsten ausgeschalten Fests, grauenvoll zu betrachten, indem sie die Phantasie mit häßlichen und lüsternen, mit bizarren und reizenden Gestalten bestürmen.

Als der Schreckliche tot war, blieb das schöne Theater seiner Lüste verödet; die Pracht von Capri verfiel. Das Volk erzählt, daß Römer auf die Insel

kamen und ihre Gebäude niederrissen. Zwar weiß die Geschichte nichts davon, aber sie sagt auch nicht, daß die Nachfolger Tibers Capri besuchten. Caligula war noch mit ihm auf der Insel gewesen, hatte hier zum erstenmal den Bart abgelegt und die Toga genommen und sich in der Schule seines Oheims gebildet. Auch der Schwelger Vitellius lebte als Jüngling in Capri. Später duldeten zur Zeit des Commodus Crispina, sein Weib, und seine Schwester Lucilla eine trauervolle Verbannung auf diesem Eiland, wie Dio Cassius es erzählt und ein im vorigen Jahrhundert auf Capri gefundenes Relief es bestätigt, welches beide Fürstinnen in der Gestalt schutzflehender Trauer darstellt.

Nachher teilte die Insel das Los der naheliegenden Küstenländer. Sie geriet nach dem Falle Roms in Besitz erst der Barbaren, dann der Griechen, wie Neapel selbst. Sie wurde Eigentum des griechischen Herzogs von Neapel und fiel im neunten Jahrhundert an die damals blühende Republik Amalfi, welche sie als Geschenk vom Kaiser Ludwig erhielt.

Mit dem Beginn der normannischen Herrschaft in Süditalien kam Capri an den tapfern Roger von Sizilien, der die Insel den Amalfitanern entriß, und so wurde sie nach der Reihe von den Normannen, den Hohenstaufen, von den Anjous, den Aragoniern besetzt und durch Kapitäne regiert. Im Jahre 1806 entrissen sie die Engländer den Neapolitanern; sie besetzten sie im Namen des Königs Ferdinand von Sizilien, befestigten sie stärker und gaben ihr zum Kommandanten jenen Hudson Lowe, welcher später als Kerkermeister von Sankt Helena unsterblich werden sollte. Fast drei Jahre behaupteten die Engländer Capri, bis die Muratisten durch einen kühnen Handstreich sich des Eilands

bemächtigten. Es war der Geschichtschreiber Coletta, damals Ingenieur unter Murat, welcher Capri zuvor auskundschaftete und die Stelle bezeichnete, wo das Felsenufer könne erstiegen werden. Am 4. Oktober 1808 wurde die Insel nach heftigem Kampf erobert, Hudson Lowe aber als Gefangener nach Neapel abgeführt.

Diese Nachrichten mögen hinreichen, uns über die historischen Schicksale Capris aufzuklären. Eindrucklos, bis auf die letzten Ereignisse, sind sie am Erinnern des Volks vorübergegangen. Es lebt hier allein das Gedächtnis an den grausamen Timberio, und oft war es mir wundersam, den fürchterlichsten Namen der Geschichte aus dem Munde spielender Kinder zu hören. Allerorten hört man ihn, weil er mit dem Lokal verwachsen ist. Die Lebensgeschichte dieses einen Mannes hat das Eiland ganz durchdrungen und zu dem Ernst seiner Natur noch den tragischen Hauch der Geschichte gesellt. Dies gibt Capri den Reiz des Schauerlichen für den, welcher für wilde und dunkle Szenen in der Natur und Geschichte empfänglich ist. Es liegt hier Fürchterliches und Liebliches in einem seltsamen Kontrast. Das lachende grüne Tal stößt hart an schroffe Felsenwände, welche das heitere Pflanzenleben zerreißen und nackt und gigantisch in die Wolken ragen; und wiederum findet das tägliche Bild einfacher Naturmenschen, welche Armut und Frömmigkeit verschönt und die Arbeit veredelt, seinen grellsten Gegensatz an der immer sich aufdrängenden Vorstellung des Tiberius, des Menschen der absoluten Unnatur und der diabolischen Verruchtheit.

Der Charakter des Widerspruchs und die wunderbare Weise, in welcher die Natur hier Entgegengesetztes zu einem plastischen Ganzen verbunden hat, ist es

hauptsächlich, was hier mein Erstaunen erregt. Es gibt hier so viel wüstes Gestein, daß es auf größern Flächen den Eindruck trostloser Öde hervorbringen würde; auf Capri aber ist es anders. Die Natur wehrt hier überall dem Wüsten durch Linie und Form, dem Toten durch die Wärme der Farbe, dem Dürren durch das verstreute Grün und den Schmuck der Blumengewinde, und so bildet sie alle Eigenheiten von Öde, Felsgetrümmer, Schroffheit, Einförmigkeit und Nacktheit im kleinen und engen zusammen und stellt ein bezauberndes Gemälde dar, in welchem das Große groß und das Fürchterliche fürchterlich bleibt, und doch zu gleicher Zeit von der Macht der Form graziös bezwungen ist. Das Gemüt fühlt sich hier heiter, das Gewaltige wird zum Friedlichen, die Öde zum traulich Einsiedlerischen gemildert. Berge, Klippen und Täler umfangen den Sinn mit heimlichem Zauber, sie klausen ihn wie in ein Gitter ein, durch das der schönste Golf der Erde hereinscheint, welchen wiederum traumhaft stille Küsten gefangenhalten, und so ist es wahrhaft ein magischer Ring, von dem man sich hier umschlossen fühlt.

Die Ähnlichkeit der Natur Capris mit der von Sizilien ist auffallend. Sie ist wahrlich eine Vorstudie Siziliens, nicht allein wegen der Dürre des Bodens, sondern auch durch die glühendrote Farbe des Kalkgesteins, durch die phantastisch-grandiose Form der Klippen und selbst wegen des Pflanzenwuchses. Die Vegetation ist hier ganz südlich, aber sie ist spärlich. Zwischen dem roten Gestein, wie in die Falten der Berge hineingesät, wächst all das balsamische Kraut der südlichsten Inseln Europas, die Luft mit süßem Wohlgeruch durchwürzend. Dort findet man die Myrte, den

Citisus, die Raute und den Rosmarin, den Mastixstrauch und den Albatro, die schönblumigen Heiden; Brombeeren und Efeuranken, wie die Gewinde der Klematis umschlingen Trümmer und Klippen anmutsvoll, und der goldgelbe Ginster hängt in vollen Büschen um alle Höhen. Aber der schönste Strauch Capris, welcher zufällig den Namen der Insel trägt, ist nicht das Caprifolium oder Geißblatt, sondern der Capernstrauch; er hängt sich an alle Gemäuer und an alle Felsenwände und schmückt sie mit seinen weißen Blumen voll langer lilafarbiger Staubfäden. Um die Abhänge selbst hat der Mensch mit großer Mühe Terrassen angelegt und, indem er durch Aufmauerung kleine Ebenen abgewonnen, seine Gärten darauf gebaut. Da gedeiht jegliche Frucht und jeglicher Baum Kampaniens. Reichlich wachsen die Eichen, die Maulbeerbäume in großer Zahl; stark, vielästig und fruchtgesegnet der Ölbaum; sparsam die Zypresse und die Pinie; groß und mächtig der Johannisbrotbaum; überaus fruchtreich und in Menge die Feige; häufig der Mandelbaum; kärglicher die Kastanie und der Nußbaum, aber reichlich die Orange und die Limone, die man in den Gärten in erstaunlicher Dicke und Pracht findet und deren Früchte oft die Größe eines Kindeskopfs erreichen. Die Rebe wächst nicht in der bachantischen Üppigkeit Kampaniens, aber schwer und reich an Trauben, deren köstlichen und berühmten Feuerwein die Sonnenglut gekocht hat. Was nun den kleinen Inselländschaften ganz und gar den Charakter Siziliens verleiht, ist die große Fülle von Kaktusfeigen. Ihre bizarren, afrikanischen Formen stimmen wohl zu der Dürre der Felsen und der tropischen Glut ihrer sonnigen Farbe.

Wie nun die Natur, in Formen und Farben ganz

harmonisch, dies märchenhafte Eiland zusammengedichtet hat, scheint sie auch den Menschen gezwungen zu haben, in diesem phantastisch-idyllischen Charakter zu bauen. Das Städtchen Capri, welches sich in einer Linie auf dem Bergsattel zwischen den Hügeln San Michele und Castello aufreiht, ist sehr originell. Die Häuser, klein und weiß, haben ein plattes Dach, das sich in der Mitte aufwölbt; auf ihm stehen Blumen, und dort sitzt man in der Abendkühle und blickt in das rosenfarbene Meer und die weite Welt. Alle Zimmer sind gewölbt, wie die Unterbauten der Villen aus der Zeit des Tiber. Das Haus umläuft entweder eine Terrasse oder es öffnet sich zu einer gewölbten Loggia oder Veranda, welche sehr freundlich aussieht, da sie in der Regel eine Weinrebe umrankt und die schönsten Blumen, blaue Hortensien, purpurrote Nelken und rosenfarbiger Oleander, überreich verzieren. Stößt das Haus an den Garten, so befindet sich vor der Tür die Pergola oder die Weinlaube. Sie ist der schönste Schmuck der Inselwohnungen; denn weil sie aus einer Doppelreihe von gemauerten und weißgetünchten Säulen besteht, welche das Weinrebendach tragen, so gibt diese Menge von Säulen auch dem ärmlichsten Hause einen Anstrich von Festlichkeit, seiner Architektur aber etwas Antikes und Ideelles. Diese von der Rebe umschlungenen Säulenreihen sehen oft aus wie Arkaden eines Tempels; sie erinnern mich an die Säulen der Häuser von Pompeji. Hie und da steht in den Gärten eine Palme; die herrlichste erhebt sich im Garten des Gastwirts Pagano, dessen Haus unter den übrigen Capris der Palast zu nennen ist.

Auch außerhalb der kleinen Stadt wohnen Weinbauern verstreut in ihren Masserien in Gärten, um

die Höhen oder an den Füßen der Felsen, ganz eingesponnen in Rebenlaub und in Oleanderblüten. Ein jedes dieser Landhäuser scheint reizend wie das Asyl der Glückseligkeit und des einsiedlerischen Friedens.

Die Capresen, etwa 2000 an Zahl, sind das friedseligste Volk der Welt, mild von Sitten, graziös und aufgeweckt, bitter arm und emsig tätig. Sie sind Acker- und Weinbauern oder Fischer, und nur diese besitzen im allgemeinen ein Eigentum, ihre Barke und den Fisch, den sie fangen. Die andern sind in der Regel nur Pächter, weil die meisten Masserien Neapolitanern gehören. Der Pächter zahlt jährlich 80 – 120 neapolitanische Dukaten Pacht, die er samt seinem Unterhalt aus dem Wein, dem Öl und den Früchten erziehen muß. Schlägt die Weinlese fehl, wie nun schon seit drei Jahren, so muß der Pächter verarmen, und es ist wahrlich ein Jammer, diese von der Traubenseuche verödeten Weinberge zu sehen und die Klagen der armen Weinbauern anzuhören. Ich fand Frauen, welche mir jammernd sagten, daß sie all ihren Halsschmuck, Ringe und Ohrgehänge verkauft hätten, und dies ist das Zeichen sehr großer Not, denn nur äußerste Verzweiflung entreißt dem Weibe den Goldschmuck. Sie tragen ihn hier beständig, so daß es ein auffallender Widerspruch ist, ein Mädchen elende Lastarbeit verrichten zu sehen, welches lange Ohrgehänge von Gold und auf der Brust ein goldenes Herzchen trägt. Das ist ihr Kleinod, oft ihr einziges Vermögen, aber der Schmuck ist weder vom stärksten noch vom feinsten Golde.

Die Viehzucht Capris ist gering, doch werden jährlich mehr als 200 Stück nach dem Festland ausgeführt, und auch der Käse der Insel läßt sich rühmen. Im Herbst und im Frühjahr nährt die Inselbewohner

die Vogeljagd. Es kommen dann Schwärme von Zugvögeln, aus dem Norden rückkehrend oder vom Süden nach dem Norden wandernd, hauptsächlich Wachteln. Die armen Vögel ruhen auf dem ungastlichen Felsen von ihrer Reise aus und werden dann in Scharen erschlagen, ergriffen oder in Schlingen gefangen. Die Insel hat sonst keine Jagd und kein jagbares vierfüßiges Tier, weder Fuchs noch Marder, nur eine große Menge von Kaninchen, welche nachts aus den Felsenritzen hervorhüpfen und in die Felder laufen, von der Armut des Landbauern ihr ärmlich Teil zu rauben. Die Kaninchen sind die unglücklichsten Geschöpfe der Insel, die armen Schelme müssen ihr einsiedlerisches Leben teuer bezahlen.

Den dauernden Erwerb sichert den Capresen das Meer. Der Fischer fängt hier Fische jeder Art, auch den Thunfisch und den Schwertfisch, die schöne Murena, vor allen die Sardine und den Calamajo oder Tintenfisch. Dieser wird besonders nachts gefangen. Die Fischer fahren mit der Dunkelheit in See und locken den Fisch durch den Schein einer Fackel an die Oberfläche; das gräuliche, polypenartige Tier krallt sich dann in die vielen Nadeln eines rückwärts widerstachelnden Stäbchens und wird so heraufgezogen. Der Fischer liegt die ganze Nacht auf See, er kehrt erst mit der Sonne wieder; dann geht es an das Trocknen der Netze und an das Flicken der Maschen, dann schläft er ein paar Stunden, dann macht er sich frisch wieder zum Fange auf. Es ist ein armseliges und mühevolles Leben, das Meer oft trügerisch und nicht ein paar Karlin wert, was eine ganze Fischergesellschaft in dem Netze findet.

Das emsige Leben an der Marina grande, dem einzigen Hafen der Insel, wo eine Reihe von Häusern steht, gewährt zu allen Zeiten einen großen Reiz. Die Fischer sind kräftige, oft schöne herkulische Männer, muskulös und dunkelbraun, energische Gesichter und kühn aussehend unter der phrygischen Mütze. Ist das Meer bewegt, so erfreut man sich an ihrer wilden Tätigkeit, wenn sie die Barken durch die Brandung auf den Strand ziehen. Derselbe ist kurz und vor dem Wogenschlag nicht sicher, auch gibt er nicht Raum genug. Deshalb haben die Barken ihre gemauerten Schuppen, in welche sie beim Sturm hineingezogen werden. Es gibt etwa hundert Barken auf diesem Strand und drei große, welche den Verkehr zwischen der Insel und Neapel vermitteln. Schiffen ist das hafenlose Ufer unzugänglich. Jeden Dienstag und Freitag kehren die Verkehrsbarken aus Neapel zurück, wohin sie tags zuvor abgegangen waren. Dann gibt es das bunteste Leben auf dem Strande, weil auch die Mädchen und Frauen von Ana-Capri die große Felsenstiege herabkommen, um das in Empfang zu nehmen, was die Barke für sie gebracht hat. Ist das Meer bewegt, so springen, ehe das Boot landet, die jüngsten Fischer in die Wellen; sie stürzen sich kopfüber in das Wasser wie Taucherenten; die in der Barke werfen ihnen Taue und Ruder zu, es vermindert sich die Last des Schiffchens, da einer nach dem andern über Bord springt. Jene zu Land ziehen das Fahrzeug mit lautem Geschrei am Tau, und die Stimme des Barkenpatrons übertönt das Rauschen der Brandung und das wilde Rufen aller dieser zur fieberhaftesten Tätigkeit aufgeregten Menschen. Am Strand harren die Weiber auf das Mitgebrachte; es sind Artikel für das Leben,

Gemüse, Melonen, Zwieback oder Kleidung und sonstiger Hausbedarf. Auch manch bebändertes Blumensträußchen von Napoli wird mitgebracht, und manche neu gedruckte Kanzone vom Kai Santa Lucia. Der Fremdling aber setzt sich auf eine der Klippentrümmer am Ufer und erbricht den Brief, der für ihn aus derselben Barke ausgeschifft worden.

Fast alle Barken der Marina gehören Fischern von Capri. Nur wenige auch Leuten von droben in Ana-Capri. Die Natur hat dieses zweite Städtchen der Insel vom Meer abgesperrt. Denn es liegt hoch oben auf der höchsten Hälfte des Eilands unter dem Gipfel des Solaro. Dagegen gehen viele rüstige junge Männer Ana-Capris und mehr als von Capri in die Fremde auf den Korallenfang. Jährlich verlassen ihre Heimat etwa 200. Für Rechnung der Korallenhändler in Torre del Greco wagen sie sich in ihren Barken in die Meerenge von Bonifazio und an die Küsten Afrikas. Sie gehen im März und kommen im Oktober wieder; dann finden sie, was seitdem das Schicksal in ihrer kleinen Welt zur Freude oder zum Leide gereift hat, Treue und Untreue, neues Leben und jungen Tod. Wenn sie hundert Dukaten gewonnen haben, heiraten sie ihren Schatz. Denn in Capri gelten 100 Dukati als Erfordernis zum Heiraten. Mir erzählte ein Maler, daß er mit seinem Jungen, der ihm die Staffelei nachträgt, folgendes Gespräch gehabt habe. Der Junge: Herr, habt Ihr eine Frau? Der Maler: Nein. Der Junge: Habt Ihr denn nicht hundert Dukati? Der Maler: Ja, ich habe hundert Dukaten. Der Junge (höchlichst erstaunt): Wie, Herr, Ihr habt hundert Dukati und heiratet nicht? – Lebhaft wurde ich eines Tags an jene heimatlosen Korallenfischer erinnert, als

mir auf der Stiege von Ana-Capri ein junges Mädchen einige arabische Münzen anbot. Ihr Bruder hatte sie ihr verwichenes Jahr mitgebracht als Geschenk von den „Heiden". Ich kaufte sie mir zum Andenken und als Zauberpfennige, die eine sehr mysteriöse Geschichte haben.

Auch an den Strand von Capri treiben viel Korallenstücke. Die kleinen Fischerkinder und die jungen Mädchen sammeln sie; sie flechten ganz kleine Körbe von Stroh und tun in sie hinein rote Korallenstücke, Seepferdchen und Meersternchen und kleine bunte Muscheln, und wenn du am Strand entlang gehst, vertreten sie dir den Weg und bieten dir das zierlichste Körbchen mit lachenden Augen zum Kauf an, so daß du es wohl kaufen wirst.

Ja, alles ist hier graziös, lieblich und klein, und gar reizend die Beschäftigung der Mädchen in den kleinen Häusern, wo sie die schöne goldgelbe Seide aufhaspeln oder abspinnen und die bunten Bänder weben. Die Industrie der Frauen besteht hier in etwas Seidenkultur, hauptsächlich im Weben von Band, sowohl droben in Ana-Capri als drunten. Viele Webstühle sind dort tätig. Die Mädchen sitzen dabei von Sonnenaufgang bis zur Nacht. Die Baumwolle oder die Seide liefert ihnen der Kaufmann von Neapel, der ihre Arbeit dürftig bezahlt. Sie weben Band in allen Farben. Der stillen homerischen Geschäftigkeit bei so reizend frauenhaftem Tun, in den kleinen gewölbten Gemächern oder auf den Terrassen, unter den blühenden Blumen und bei dem beständigen Anblick des Meers sieht man gern zu; es hat wahrlich etwas Märchenhaftes, und mit diesen kleinen schwarzlockigen Circen plaudert es sich angenehm genug.

Es gibt in Capri ein einsames Haus auf einem Hügel, darin sitzen vier Mädchen schwesterlich beisammen und weben rastlos Seide und Stroh zusammen zu Damenhüten. Diese vier Mädchen sind die Elite der jungfräulichen Welt von Capri, ihr Stübchen ist der Gesellschaftssalon der Insel. Fremde führen sich dort selbst ein. Die Künstler nennen sie die vier Altäre, weil vor ihnen beständig geopfert wird, mein Wirt aber nennt sie die vier Jahreszeiten. Als ich eines Tags bei ihnen saß, fiel mir ein Blatt ins Auge, welches eine der Schwestern sorgsam an ihren Webestuhl geheftet hatte. Es war eine Efeuranke darauf gemalt und der Vers des Sophokles darein geschrieben, mit welchem der „Ödipus Tyrannos" beginnt:

„*Ω τεκνα Καδμου του παλαι νεα τροφη*"

(O Kinder ihr, des alten Kadmos junge Brut).

Die Weberin bat mich, ihr zu erklären, was die fremde Schrift sage, denn ein Engländer wäre dagewesen, der hätte das aufgeschrieben. Ich sagte ihr, die Worte hießen also: „O Kind, du bist am Tag mein Basilikum, und des Nachts bist du mein Stern." Sie lächelte und war zufrieden.

Ich habe mich oft in Gebirgen Italiens an der Naivität des Volks erfreut, aber mich dünkt, ich hätte nirgends ein naiveres gefunden als hier. Die Abgeschiedenheit von der Welt hat die Mildigkeit seiner Sitte bewahrt und den Zauber unmittelbarer Natur erhalten. Man weiß hier nichts von den Verbrechen der Zivilisation, es gibt nur Frieden, Armut und Tätigkeit. Der Fremde wird wie ein Bekannter empfangen und fühlt sich gleich heimisch, und wahrlich, einen grellern Gegen-

satz als den zwischen der Welt von Capri und der von Neapel kann es nimmer geben.

Die Mädchen von Capri sind weniger schön als lieblich und graziös. Ihre Züge haben oft etwas Fremdartiges. Die Linien der auffallend kurzstirnigen Gesichter sind regelmäßig und manchmal sehr edel geschnitten; das Auge ist von einem glühenden Schwarz oder von einem schwülen Grau; die braune Farbe, das schwarze Haar, das umgeschlungene Kopftuch, die Korallen und die goldenen Ohrgehänge geben dem Antlitz etwas Orientalisches. Ich sah oft, besonders aber in dem ganz verlassenen Ana-Capri, Gesichter von einer wilden, seltsamen Schönheit, und blickte ein solches Antlitz, die Haare verwirrt, die Augenbrauen schwarz und scharf gezogen und die wetterleuchtenden Augen groß aufgeschlagen, vom Webestuhl in der dunkeln Kammer empor, so war es, wie ich mir das Antlitz einer Danaide denke. In Capri dagegen sieht man auch Gesichter, welche denen der Gestalten Peruginos und Pinturichios ähneln und oft von einem auffallend schwärmerischen Ausdrucke sind. Sie tragen die Haare kunstlos schön, am schönsten in Ana-Capri, tief herabgeknotet, einen silbernen Pfeil hindurchgesteckt. Manchmal binden sie den Mucadore wie einen Fes auf und gleichen dann wahrlich den Frauen einer fernen Zone. Ein ganz allgemeiner Schmuck der Weiber Capris und köstlicher als Gold sind ihre Zähne. Ich glaube, die Menschen von Capri haben so herrliche Zähne, weil sie nichts zu beißen haben.

Man muß diese zierlichen Gestalten in Gruppen vereinigt sehen oder sie betrachten, wenn sie bergauf kommen, die antik geformten Wasserkrüge oder Körbe voll Erde oder Steine auf den Köpfen tragend. Weil

sie arm sind, erwerben sie sich durch Lastträgerdienste kümmerlichen Lohn. Das Mädchen von Capri ist das eigentliche Lasttier der Insel, und man sieht also die lieblichsten Kinder von 14 bis 20 Jahren, Gabriele, Costanziella, Mari Antonia, Concetta, Theresa, und so viele andere, deren Köpfe draußen in England, in Frankreich und Deutschland auf manchem Gemälde bewundert werden, vom Meeresstrand aufwärts Lasten, kaum für Männerstärke zwingbar scheinend, auf ebendiesen Köpfchen tragen. Es kam vor vierzehn Tagen ein neapolitanisches Schiff an die Insel und lud auf der Marina eine Fracht von Tuffsteinen aus, welche zum Ausbau des alten Klosters dienen sollten. Diese Steine wurden sämtlich innerhalb fünf Tagen auf Mädchenköpfen nach dem Kloster befördert. Der Weg ist so steil, daß ich ihn täglich verwünschte, wenn ich vom Bade frisch und unbeschwert zurückkehrte, weil man oben ganz erschöpft anlangt. Aber fünf Tage hindurch schleppten die Mädchen, etwa dreißig an der Zahl, die Steine diesen Weg aufwärts. Sie trugen zwei übereinander, die schwächern nur einen. Mich von dem Gewicht zu überzeugen, hob ich einen dieser Steine, und mit aller Kraft beider Arme gelang es mir, ihn so hoch zu erheben, daß ich einen dieser reizenden Köpfe belasten konnte, und das dünkte mich ein sehr unritterlicher Dienst zu sein. Es bitten diese naiven Kinder, wenn sie am Wege ausruhen, den Vorübergehenden oft, ihnen mit den Steinen aufzuhelfen. Sie gingen an diese Sisyphusarbeit vor der Sonne und endeten, wenn sie in ihrer vollen Purpurglut hinter der fernen Ponzainsel versank. Täglich stiegen sie in der Hitze des August sechzehnmal also belastet den Berg empor. Nahmen sie die Steine an der Marina

auf, so stand ein Schreiber dabei und notierte, und oben an der Certosa stand wieder einer, der schrieb es ernsthaft in ein Buch: Gabriele hat zweimal zehn Steine im Brett des Schicksals, aber die schöne Costanziella ach! nur zehn! Ihr Lohn war zehn Groschen für den Tag. In ihrer Einfalt hatten die Kinder mit dem Unternehmer nicht einmal Kontrakt gemacht, sondern wenn man sie fragte, was sie für so große Mühsal erhalten würden, so sagten sie: „Wir glauben, einen Karlin täglich, oder Brot von Castellamare für ebensoviel. Sonntag wird die Zahlung sein."

In jenen Tagen gewährte also das Eiland einen seltsam-schönen Anblick, und die Maler versäumten nicht, diese Gestalten zu zeichnen. Da nun der Tuff von Herkulanum von schöner, stillgrauer Farbe ist, so machte er mit den jugendlichen Köpfen und auf dem roten Mucadore, von einem oder beiden Armen festgehalten, das reizendste Bild. Diese Reihen der armen, wandelnden Steinträgerinnen schienen mir die antiken Figuren der Kanephoren auf neue originelle Weise zu vermehren; sie glichen Töchtern Ägyptens, welche Steine zum Pyramidenbau tragen. Und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Bewunderung und ohne Rührung betrachten. Sie scherzten noch unter ihrer Last und waren heiter und graziös wie immer; mich dünkte, ich hätte nie ein schöneres Bild menschlicher Armut gesehen. Um die Mittagszeit sah ich dieselben Mädchen manchmal in einem Kreise auf dem Boden sitzen, im Schatten eines Johannisbrotbaumes ihre Mahlzeit haltend; sie bestand aus halbreifen Pflaumen und trockenem Brot, und wenn sie diese kärgliche Kost verzehrt hatten, standen sie plaudernd und lachend auf und schritten

wieder flink wie Gazellen die Treppen hinunter, an ihre Tageslast.

Wenn ich die Armut in dem friedlichsten und heitersten Bilde malen sollte, so würde ich sie darstellen in der Gestalt der schönen Costanziella. Wenn sie den heißen Tag hindurch eine Pyramide von Steinen auf ihrem Köpfchen nach dem alten malerischen Kloster befördert hat, dann lehnt sie des Abends in der kleinen Tür ihres Hauses und ergötzt sich mit der schönsten Musik. Denn sie ist eine vollendete Virtuosin auf der Maultrommel oder dem Brummeisen. Sie hat mir manches reizende Stück darauf vorgespielt, mit einer unnachahmlichen Kunst und Grazie, allerlei Meerphantasien, Sirenenkantaten aus der Blauen Grotte, Lieder ohne Worte, wunderbare Arien, die kein Sterblicher gehört hat, noch zu benennen weiß. Das alles spielte sie meisterhaft, wobei ihre schwarzen Augen wie Sirenen kicherten und die schwarzen, krausen Haare um die Stirn sich ringelten, als tanzten sie vor Seligkeit. Wenn Costanziella ihr Konzert ausgespielt hatte, so lud sie mich mit den feinsten Manieren zum Abendessen ein, oben auf dem Dach bei ihrer Mutter; da gab es reife indianische Feigen von dem einzigen Kaktusbaum, der vor dem Hause stand, welche sie sehr geschickt mit dem Messer abzureißen wußte, ohne sich die kleinen Finger mit den Stacheln zu verletzen. Über Literatur wurde niemals gesprochen; Schiller und Goethe kannte Costanziella gar nicht; auch die englische und französische Literatur war ihr gänzlich ferngeblieben; ihr ganzer literarischer Reichtum bestand aus ein paar Liedern vom Hafen von Neapel. Ihre Mutter war eine Frau zum Malen, wie man sagt, und unterhielt sich am liebsten von Nahrungsmitteln.

Costanziella aß niemals Fleisch, sie trug nur Steine und spielte des Abends die Maultrommel, dazwischen aber aß sie trockenes Brot und Pataten mit Salz und Öl. Sie lachte einst laut auf, als ich sie fragte, ob sie schon einmal im Leben Braten gegessen habe. Frischer aber und blühender und ringellockiger war weder Hebe im Olymp, noch Circe, noch die delische Diana, und keine war heiterer und mit dem Brummeisen verständiger.

Allgemein ist in Capri das Bitten um einen „Gran" oder Bajokko oder la Butiglia, wie sie sagen. Es sind besonders die Kinder und die Mädchen, welche so bitten, ich will nicht sagen betteln, denn es geschieht in keiner bettelhaften Weise. Weil sie arm sind, so ist es natürlich, daß ihnen andere geben, welche haben, und gibt man ihnen nichts, so machen sie doch ein fröhliches Gesicht und sagen: „Addi Signoria". Auf jedem Schritt und Tritt wird man angesprochen. Als ich eines Tags in die Schule von Ana-Capri trat, rief die ganze Schuljugend von den Bänken: „Signore, la butiglia", und es fehlte wenig, so hätte es auch der Schulmeister selbst gerufen. Geht man in ein Haus, so ist man sicher, daß ein Mädchen eine Blume Basilikum oder eine Nelke entgegenbringt. Dafür muß man etwas geben. Es ist ein Betteln durch die Blume, doch nicht immer, denn auch ohne dies bitten sie sich frank und frei den Gran aus. Man kann sie glücklich machen, wenn man ihnen bei Gelegenheit von einem Hausierer Kleinigkeiten kauft, sie freuen sich über bunte Dinge wie die Kinder; und hier wünscht man die Schätze nur eines Freigelassenen des Tiberius, um sie unter dieses freundliche und dankbare Volk zu verteilen.

Gegenwärtig macht eine Heirat viel von sich reden. Ein reicher Engländer verliebte sich in ein armes Mädchen von Capri so sterblich, daß er um ihretwillen katholisch geworden ist. Das schöne Kind befindet sich in einem Kloster Neapels; im Herbst aber kehrt sie als große Dame zurück in ihr neu aufgebautes Haus am Berge Tuoro. Das Glück der schönen Anarella erregt keinen Neid, noch erscheint es hier als etwas Außerordentliches. Es hat sich auf Capri bereits ein anderer Engländer niedergelassen, welcher seine Heimat aufgab, um in diesen Bergen zu einsiedeln. Capri ist fürwahr ein rechter Ruheort für lebensmüde Menschen, und ich wüßte keine andere Stelle in der Welt, wo jemand, der im Leben Schiffbruch gelitten, seine Tage so wohl beschließen könnte. Das lehren auch die invaliden Soldaten, welche hier leben.

Dreihundert verstümmelte oder altersschwache Soldaten wohnen nämlich in dem Soldatenquartier am Ende der Stadt. Sie geben der Insel vollends den Charakter eines Asyls, weil man sie überall sitzen oder herumwandern sieht und ihre Lieder hört. Einige sind noch Veteranen napoleonischer Zeit, andere datieren ihr Schicksal von den Revolutionskämpfen des Jahres 1848. Es sind Menschen aus allen Provinzen des Königreichs. Die meisten sind blind. Weil es nun auf der Insel nicht Lasttiere noch Wagen gibt, so laufen die Blinden keine Gefahr. Ohne Führer gehen sie in den Straßen umher, den Weg mit einem Stab sich erfühlend; ja kaum merkt man, daß sie erblindet sind. Beim Fest der heiligen Anna sah ich ihrer eine Schar die Prozession eröffnen; aneinandergereiht wankten sie in die Kirche, und mir fiel bei ihrem Anblick der Bibelvers ein: „Selig sind, die da nicht sehen, und

doch glauben." Am Abend aber genossen sie das Feuerwerk auf dem kleinen Platz, indem sie die Raketen und Schwärmer wenigstens prasseln hörten. Welch ein Los, auf Capri blind zu sein, wo das entzückendste Gemälde der Welt in wunderbarem Farbenspiel rings verbreitet liegt! Hier ohne Sehkraft spazierenzugehen, ist eine bittere Ironie. Und doch spazieren die armen Blinden viel und gern; sie haben auch einen Lieblingsspaziergang, den einzigen, welcher etwas eben ist, nämlich den schönen Feldweg am Rand des Tals Tragara unter den Olivenbäumen. Gern sitzen diese Alten auf den steinernen Bänken innerhalb des Tors, den Schritt der Hereinkommenden behorchend, oder draußen vor dem Tor selbst, wo der Blick auf den Golf, auf das ferne Neapel und den Vesuv und drüben auf den dreifach geteilten Felsenberg Solaro mit der schwindelsteilen Stiege bezaubernd ist. Im Duft der Mittagsbläue funkeln diese Felsen von blendendem Glanz, aber im Mondlicht verschleiern sie sich in bewegliche Lichtschleier von magischer Schönheit.

Auch Musik machen die Blinden gern; alle Abende geben sie ihr Konzert. Es sitzen dann zwei Invaliden auf der Terrasse des Soldatenquartiers; der eine spielt die Gitarre, der andere bläst dazu auf dem Kamm. Wahrlich, es ist die sonderbarste Musik, die man hören mag, sie schallt hell und fremdartig in die Nacht hinaus, oft von den melancholischen Klagetönen einer Arie begleitet. Mit derselben Musik ziehen die Invaliden auch des Morgens auf den Platz, Blinde und Sehende, Krumme und Gerade, alle vergnüglich hinter ihrer Regimentsmusik her, nämlich hinter dem Gitarrenspieler und dem Kammbläser. Und so erscheint auf dem harm-

losen Eiland selbst das physische Unglück wie die Armut heiter ergeben und schicksalversöhnt.

Alles trägt hier einen Zug von Kindlichkeit, und selbst in den schönen Greisengesichtern mancher Männer und Frauen kann man diesen Zug kindlicher Einfalt wiederfinden. Unter den Kindern gibt es viel bildschöne Mädchen und Buben, und obwohl sie wild und kaum unterrichtet aufwachsen, setzt ihre Fassungskraft doch in Erstaunen. Alle tragen ein Amulett am Halse, die ganz kleinen geweihte Hörnchen gegen den bösen Blick, die größern eine Madonnenmünze oder ein kleines auf Zeug gesticktes Bild der Madonna del Carmine.

Ich sah einmal die Leiche eines Kindes in der Kirche ausgestellt. Sie lag unter einem weißen Schleier, mit Blumen und gezuckerten Mandeln überstreut; schwerlich hatte das Kind im Leben solches Naschwerk gekostet, man gibt es den armen Fischerkindern zum Spielen erst, wenn sie tot sind. Man trug das Kind ohne Zeremonie in die Kirchengewölbe, wo hier noch alle Toten nach alter Sitte begraben werden. Nur wer kein Christiano, das heißt kein Katholik gewesen, bekommt ein einsames Grab an irgendeiner schönen Stelle über dem Meer.

So ist also das Volk von Capri, und weil der enge Raum alles zusammenhält, dringt der Fremde schon nach wenig Tagen in die Verhältnisse der Bewohner ein und wird mit ihnen bekannt und vertraut. Es schwindet so sehr alles Gefühl der Fremde, daß man sich gewöhnt, sich als Mitglied dieser kleinen Volksgemeinde zu betrachten. Auf dem Platz am Tor drängt sich alles Öffentliche zusammen, der Verkauf von Handelsartikeln, die ganz der Bedürfnislosigkeit dieser Menschen entsprechen, wie das Festleben an Kirchen-

tagen und das tägliche Vergnügen der Muße und des Geplauders nach der Arbeit. Dann und wann unterbricht die beschauliche Einsamkeit die Ankunft von Fremden, welche im Gasthause Don Micheles einkehren, die Merkwürdigkeiten der Insel zu besehen und gleich wieder zu verschwinden. Aber es bildet sich ein Stamm von Gästen, die zusammen an einer Tafel speisen; meistens sind es Maler von verschiedenen Nationen, und diese Künstler werden bald zu einer charakteristischen Staffage der Insel, denn überall sieht man sie sitzen und malen, bald eines jener reizenden Häuschen mit der Weinlaube, bald einen bizarren Felsen, bald eine Baumgruppe oder eine Uferansicht.

Doch gibt es nichts Herrlicheres, als auf dieser schönen Scholle umherzuschlendern, an den Klippen entlang zu klettern oder am duftigen Meer zu spazieren, wo die Wellen wohlig rauschen und das ausatmende Seegras diesen scharfen, fast betäubenden Meeresgeruch verbreitet. Die stillste Einsamkeit und die Weite des Golfs mit seinen fernen Inseln und Küsten ist ganz wunderbar ergreifend, und wohl kann man stundenlang auf dem Felsen sitzen und dem Farbenspiel auf den Küsten und über dem Elemente zuschauen.

Ich nun führe euch allerwegen auf der Insel umher, denn gar wohl bin ich dort zu Hause. Zuerst gehen wir nach der Stelle, wo einst das alte Capri lag, welches jetzt verschwunden ist, seit es die Sarazenen zerstörten. Aber dort, wo die schroffen Felsen von Ana-Capri plötzlich emporsteigen, liegt in den Gärten noch der letzte Überrest der alten Stadt, die kleine altertümliche Hauptkirche San Costanzo. Sie war die älteste Parochie der Insel und Sitz des Bischofs; denn

Capri war seit dem zehnten Jahrhundert ein Bistum unter der Hoheit des Erzbischofs von Amalfi und blieb es bis auf das Jahr 1799; seitdem wurde der bischöfliche Stuhl nicht mehr besetzt, sondern die Kirche von Capri als Kollegiat unter das Erzbistum von Sorrent gestellt.

San Costanzo ist klein, plump und ganz dörflich. Um sie her sieht man altes Gemäuer im Boden stecken. Man fand dort viele Graburnen, Reliefs und Münzen, und noch heute zeigt man in einem Weingarten einen großen Marmorsarkophag, welcher vor Jahren dort ausgegraben wurde. Seit man die Altertümer der Inseln überhaupt durchsuchte, wurden Statuen, Reliefs, Mosaiken, Urnen und Säulenüberreste teils von den Bauern um ein Spottgeld verschleudert, teils von den Beauftragten an Privatpersonen fortgegeben, teils heimlich beiseite gebracht. Vieles raubten die Engländer während ihrer dreijährigen Anwesenheit, und nur das wenigste hat man nach Neapel für das Museum gerettet. Nirgends in der Welt, so scheint es, ging man mit Altertümern so liederlich um, als in Neapel.

Erst die Ausgrabungen von Pompeji lenkten die Aufmerksamkeit der Archäologen auch auf Capri. Der erste, welcher die Insel in diesem Sinn durchsuchte, war, soviel ich weiß, Luigi Giraldi von Ferrara im Jahre 1777, dann folgten ihm Hadrama und im Anfang dieses Jahrhunderts Romanelli, dann Giuseppe Maria Secondo und der Graf della Torre Rezzonico, welche alle Schriften über Capri veröffentlicht haben. Noch 1830 wurde Feola mit Ausgrabungen auf der Insel beauftragt und lebte daselbst längere Zeit. Man deckte also die Trümmer auf und fand an vielen Orten

noch ziemlich erhaltene Gemächer und manches Kunstwerk aus der besten römischen Epoche. Aber weil der Insulaner den Boden brauchte, warf er die Ausgrabungen wieder zu, verwischte ihre Spuren und pflanzte über den Altertümern seine Gärten. Auch birgt an manchem Orte die Erde, was noch nicht ans Tageslicht gezogen ist. Was nun heute der Zufall findet, sind Kaisermünzen und Marmorstücke. Viel Marmor sieht man im Pflaster der Wege Capris und in Ana-Capri auf der Ebene Damecuta. Auch findet sich hie und da eine Marmorplatte mit zerstörter Inschrift als Schwelle an Haustüren benutzt. Fundamente alter Gebäude aber gibt es viel, und wo man wandern mag, unterbricht Träumerei und Nachdenken irgendein antiker Überrest.

Nicht weit von San Costanzo stand eine der alten Villen des Tiber hart am Meer und über ihm aufsteigend, heute Palazzo a Mare genannt. Hadrawa ließ sie im Jahre 1790 ausgraben, fand ihren größten Teil bereits verwüstet, aber doch noch immer ansehnliche Reste, darunter zwei schöne Säulen von Cipollino, zwei von Porta Santa, ein herrliches korinthisches Kapitäl, welches heute im Museum von Neapel steht, zwei prächtige Fußböden, von denen einer an einen Engländer, der andere an die Gräfin Woronzow kam, endlich einen schönen Altar der Cybele, welchen der Ritter Hamilton an das Britische Museum zu bringen wußte. Heute ist der Palast das Bild der wüstesten Zerstörung. Große Massen von Gemäuer sind ins Meer gestürzt, andere bedecken den Küstenabhang, doch erkennt man noch eine Reihe von Gemächern und einen gemauerten Halbzirkel, vielleicht einst der Tempel der Gottheit, welcher die Villa geweiht gewesen. Eine zer-

brochene Säule von rotem orientalischen Granit ragt aus dem Schutt hervor.

Noch dürftiger sind die Reste der Villa, die einst jenen schönen Hügel Castello krönte, der sich hart über der Stadt am südlichen Ufer erhebt. Von der Seeseite zeigt er sich als schroffe Felsenwand, welche mittendurch eine Grotte zerreißt. Nach der Landseite zu umgeben ihn Weingärten, oben aber trägt er das am besten erhaltene Kastell Capris, ein kleines Fort mit krenelierten Mauern und Türmen, welches der Insel einen mittelalterlichen Charakter gibt. Dort grub Hadrawa im Jahre 1786 nach und entdeckte Bäder und Kammern in großer Zahl, doch schon verwüstet, und fand Pavimente, Bildsäulen, eine schöne Vase von weißem Marmor, ein Relief, das den Tiberius opfernd vorstellt, eine Gemme mit dem Bild des Germanikus und andere Figuren von Marmor und von Stuck. Man verschleuderte auch diese Gegenstände an Hamilton, an den Maler Tischbein, an den Fürsten Schwarzenberg, an unbekannte Russen und Engländer. Im Jahre 1791 schüttete man die Ausgrabungen wieder zu. Doch was sind alle Raritäten des Altertums gegen diesen Blick vom Hügel Castello in das selige Meer Siziliens, in den immer blauen Golf von Neapel und auf die majestätische Felsenbildung Ana-Capris. Auch die schroffsten Abstürze des südlichen Ufers übersieht man hier und jene drei hochragenden Klippen, die Felsenobelisken Capris, welche Faraglioni heißen.

Dem Hügel zu Füßen liegt eine der märchenhaftesten Stellen des Eilands, die kleine Marina, ein winziger Strand auf der südlichen Seite, in wüstes Gestein eingebogen, dessen schwarze Blöcke das Ufer bedecken und im Meer eine kleine, ganz nackte Halbinsel

bilden. Zwei Fischerhäuser sind dort einsiedlerisch wie Klausen ins Gestein gebaut, welches für ein paar Barken notdürftigen Schutz gewährt. Der Strand ist ein bizarres Spielwerk der Natur und der einzige auf der ganzen Südküste Capris. Wenn man dort sitzt, ist man ganz aus der Welt verloren. Der Golf von Neapel mit seinen Inseln und Küsten und Segeln ist entschwunden, wie als wüßte man nichts von ihm, und vor dem Blick dehnt sich die uferlose See aus, weit in die Ferne, wo Sikelia und Afrika beisammenliegen. Dort sitzt man und blickt in die endlosen Wasser und läßt Phantasieschiffchen nach Palermo und Cagliari und nach Karthago abschwimmen, eins nach dem andern. Wild und schauerlich ist alles umher und öde Felsenwüste, zu beiden Seiten gewaltige Höhlen hoch im Ufer selbst, zur Rechten das Kap Marcellino, eine kolossale braune Bergmasse, ins Meer hineingelagert, zur Linken gezackt und gezinnt wie ein Schloß aus einem Märchen das Kap Tragara, und neben ihm die seltsamen Klippenkegel Faraglioni, über hundert Fuß hohe, unersteigliche Riffe, welche mitten in den Meereswellen stehen gleich Pyramiden im See von Möris. Sie sind konisch, die eine wie von Menschenhand abgeglättet, die andere phantastisch reich ausgezackt. Ihr dunkler Schatten wallt auf der Flut und macht sie melancholisch, aber in der Mitte der einen Klippe schlägt sich eine Höhle im prächtigen Bogen auf, sie durchreißend, daß die Barke hindurchfahren kann. Auf ihren Spitzen schwanken im Seewind Zwergbäume und verwilderte Gräser, und es sitzt dort die heiser schrillende Möwe oder umflattert sie, ihre junge Brut im Fluge übend.

Wenn du hier sitzest, so wird dir die Stelle aus

dem „Gefesselten Prometheus" des Äschylus einfallen, wo er, an die Klippe geschmiedet, plötzlich den heranwitternden Flügelschlag der Okeaniden und ihren Chorgesang vernimmt. Ich habe den Seevögeln an jenen Klippen oft am Morgen zugehört, wenn sie in der heiligen Frühe, da das Meer zu schimmern beginnt, von den Felsen stürzen, in die Wellen hineinjauchzend mit langen Flügelschlägen, oder am Abend, wenn es still wird, wo sie gern einsamlich auf den Faraglioni stehen und verlorene, harfenstimmige Laute ausstoßen, die man nicht hören kann, ohne in eine märchenhafte, elementarische Stimmung zu geraten. Denn der Gesang der Meervögel ist liedlos wie das Geräusch der Wellen und erweckt wie die verschwebenden Akkorde der Äolsharfen eine unbestimmte Sehnsucht in die Ferne. Es waren auf den Faraglioni, wie ich wohl weiß, auch Möwen zum Besuch aus der Insel Ustica und von der Grotte Alghero aus Sardinien; wenn ich nun noch zwanzig Jahre jünger gewesen wäre, so hätten sie mir den Gefallen getan, mich über Meer nach jener seltsamen Grotte zu tragen oder in den schönen Orangenwald von Milis auf Sardinien, wo 500000 Orangenbäume beisammenstehen und ihre Millionen Blüten und Goldfrüchte tragen und die Nachtigallen alle diese Blüten und Goldfrüchte Tag und Nacht besingen. Dort hätten sie mich eines Morgens abgesetzt unter dem größten Orangenbaum Europas, der so groß ist wie eine Eiche, und unter welchem der Marchese Boyl seine Gäste zu Nektar und Ambrosia einladet.

Siehe da, ein Phantasieschiffchen, welches abgeschwommen ist!

Aber in Wahrheit, wer kann an der kleinen Marina von Capri liegen ohne solche Träumereien? Die

Wildheit dieser Uferszenen und ihre Verlassenheit ist gar zu zauberhaft und vollends im Mondlicht oder bei wogender See, wenn die Höhlen schlürfend Welle um Welle hinunterziehen oder in der Stille der Nacht, wenn um die Riffe und um die dunkeln Kaps Lichter aufblitzen, Fackeln der Fischer, die sternengleich und wie Meteore in den Wellen bald verschwinden, bald wieder aufglänzen, eins und das andere, das dritte und das vierte, und hier noch eins, und dort am Kap wieder eins um das andere.

Nur wenige Fischer haben hier ihre Barken. Man sieht sie auf den weißen Kieseln des Strandes sitzen, ihre Netze ausbessernd, und mitten in dieser klippenstarren Öde hat ihre still einsame Geschäftigkeit etwas Märchenhaftes. Sie scheinen geheimnisvoll, als wüßten sie wunderliche Dinge von der Tiefe und den Sirenen, die dort wohnen. Ein schroffer Fels über dem kleinen Strand heißt auch die Klippe der Sirenen. Die Phantasie des Volks wählt immer die passendsten Bezeichnungen für ein Lokal, und keins in Capri ist so sirenisch als dieses.

Man kann hier wohl stundenlang, wie vom Meeresduft betäubt, auf den Klippen liegen und das grüngoldene Wasser ansehen; das wogt und wallt unten, flimmert und atmet, saust von Fittichen in stiller Luft, und unausgesetzt tönt das sommerliche Singen der Zikade, deren Lieder die Luft zu durchschillern scheinen, wie fliegende Sonnenstäubchen und wie das Flimmern der Hitze um die Felsen. Licht, Luft und Duft durchdringen alle Sinnen; das Gemüt sättigt sich mit Einsamkeit.

Zwischen den Faraglioni und der kleinen Marina wölbt sich über Kalksteinblöcken eine der geräumigsten

Grotten dieser an Höhlenbildungen so überaus reichen Seeküste. Sie heißt La grotta dell' arsenale. Das Wasser bedeckt sie nicht, sie ist eine Erdhöhle. An ihren Wänden klebt noch römisches Mauerwerk, und es zeigen sich auch Spuren von Kammern. Nun lehrt der Name der Höhle wohl richtig, daß sie einst ein Vorratshaus für die Marine war, wenn nicht auch eine Schiffswerft für die Galeeren des Tiberius, denn sie ist hoch genug, und an ihrem Eingang sieht man auch manche Spur des Eisens, welches das Gestein bearbeitet hat. Der Ort heißt im allgemeinen L'unghia marina. Manche Reste alter Gemäuer zeigen sich hier, am steinigen Ufer wie auf der Höhe. Auch am Kap Tragara, um welches die Faraglioni und die Klippe Monacone (großer Mönch) im Wasser stehen, erblickt man antikes Gemäuer. Wohl befand sich hier zur Zeit des Tiberius ein kleiner Port. Vielleicht führte ein bedeckter Gang von der darüber gelegenen Villa des Bergs Tuoro zu dem Hafen, wo für Fälle der Not fluchtgerüstete Galeeren lagen. Denn auch auf diesem Inselkastell schwebte der Tyrann in steter Furcht und hatte alle Anstalten getroffen, daß er zu jeder Zeit seewärts entfliehen konnte.

Man kann am Kap Tragara aus der Barke steigen und zum Hügel Tuoro grande hinaufklimmen. Da oben ist es schön wie auf jedem Gipfel Capris. Es sitzt aber dort über altem Gemäuer ein Telegraph. Fürwahr, es ist seltsam, daß fast auf jeder Bergspitze des Eremiteneilandes ein Einsiedel hängt, sei es ein Klausner oder ein Telegraphenwächter. Der vom Tuoro grande sitzt in einem weißen Häuschen. Sein Zimmer hat zwei kleine Fenster, in dem einen steckt ein Fernrohr und in dem andern auch eins. Nun sitzt der

Telegraphos, ein ganz kleiner altertümlicher Mensch, dem vom vielen Gucken die Augen zwinkern, zwischen beiden Fenstern an einem Tisch vor einem großen Register; alle Augenblicke springt er an das Fenster links und guckt durch das Fernrohr, an das Fenster rechts und guckt auch da durch das Fernrohr, dann setzt er sich wieder mit philosophischer Seelenruhe an das Register, sitzt ein Weilchen und läuft wieder an die Fenster und vor die Fernrohre, und so geht es vom Morgen bis zum Abend fort. Sein Hund aber sitzt vor der Tür aufrecht und sieht ohne Ferngläser auch in das Meer. Dies verhält sich nun so. Oben über Ana-Capri sitzt der Telegraph auf dem Gipfel Solaro in seinem Hause und späht in das Meer von Sizilien, ob und welche segelbeschwingte Schiffe einlaufen. Sieht er nun etwas Merkwürdiges, so sendet er dem Telegraphen auf dem Berg Tuoro eine Botschaft; der schickt sie flugs weiter über die Meerenge von Capri zu dem Telegraphen von Massa, der über dem Vorgebirge der Minerva sitzt, ein Meereswächter schlummerlos; der wirft die luftige Kunde flügelschnell weiter nach Castellamare zum zeichenkundigen, luftpostdeutenden Späher; der aber schleudert die Botschaft machtvoll weiter nach dem Kastell Sant Elmo oberhalb Neapel; der Späher nun von Sant Elmo befördert die Kunde in das königliche Atreusschloß zu Neapolis. Und so fängt der auf dem Solaro an und ist der eigentliche Urheber von all dieser luftdurchwandernden Botenjagd. Als mir dies der Telegraph sehr deutlich auseinandergesetzt hatte, fiel mir sofort der Anfang des „Agamemnon" von Äschylus ein, wo der Wächter auf dem Atreusschloß nach dem Feuertelegraphen späht, welcher die Einnahme von Troja melden soll:

Θεοὺς μὲν αἰτῶ τῶνδ' ἀπαλλαγὴν πόνων

(Die Götter fleh' ich an ums Ende meiner Müh') —

und ferner die Verse der Klytämnestra, welche in einer staunenswürdigen Malerei die wandernde Flammenpost beschreiben. Sie steigt auf vom Berge Ida, dann eilt sie zum hermischen Lemnosfelsen, der schickt die Flammenbotschaft auf das Athosgebirge des Zeus, das sendet den goldighellen Freudenstrahl wie eine Sonne auf die Warte von Makistos, und so weiter eilt der Feuerstrahl über die Wogen des Euripos, erweckt die Wächter von Mesapios, fliegt vorwärts über die Flur Asopos, fällt wie der Mondenstrahl auf den Felsen von Kithäron, sendet den Schein über den Gorgopissee, gelangt zum Gipfel Aigiplanktos, bis er dann über das Saronische Meer zum Felsen Arachnaios und endlich in die Burg der Atriden kommt.

Hätten nun die Griechen von Troja einen unterseeischen elektrischen Telegraphen gelegt, so wären wir um diese schöne Stelle im Äschylus gekommen, welche überhaupt eine der am meisten malerischen Schilderungen ist, die gedichtet worden sind.

Es war nun Abend geworden. Der Hochwächter vom Solaro gab plötzlich ein Zeichen, der vom Tuoro schickte es nach Massa. Ich fragte den fernspähenden Mann, was er gemeldet habe. „Heute nichts Neues," sagte er vergnügt und zwinkerte mit den Augen, dann packte er seine Siebensachen zusammen, winkte seinem Hunde und stolperte den Berg hinunter. Er wohnt aber hoch oben in Ana-Capri, und jeden Abend muß er die 560 Stufen der Felsenstiege hinaufklettern. Des Morgens kommt er wieder 560 Stufen herabgestiegen, und weil er nun schon seit zehn Jahren alle Tage bis auf

einen Feiertag zu Ostern seine einsame Kunst betreibt, so kann man es mathematisch berechnen, daß dieser merkwürdige Mann schon hundertfache Chimborassohöhen erstiegen hat. Dreißig Groschen aber bekommt er täglich.

Außer diesem äschyleischen Wächter habe ich gar keine Altertümer auf dem Berg Tuoro gefunden. Doch hat auch auf ihm eine Villa des Tiberius gestanden. Nun senkt sich zwischen dem Tuoro und dem Castello zum Meer das Tal Tragara, welches von Reben und Ölbäumen grünt. Auf seinem Rand steht der schönste mittelalterliche Bau der Insel, die Certosa, ein nun wüstes Kloster der Mönche vom Orden des heiligen Bruno. Dies Kloster nimmt einen großen Raum ein; seine originelle Architektur, seine Arkaden, geschnörkelten Glockenstühle und Terrassen und die Reihe von gewölbten Dächern heben sich aus dem Grün und auf dem Hintergrund des blauen Meers so grotesk hervor, daß dieser Anblick zu dem Reizvollsten gehört, was die Insel besitzt. Das schlanke turmlose Schiff der Kirche ist zugleich das einzige Gebäude Capris, welches ein gotisches und mit roten Ziegeln gedecktes Dach besitzt. Seine geraden Linien stehen in grellem Gegensatz zu den Wölbungen der Zellhäuschen und zu den Bogen des Hofes. Das Innere ist einfach, und es fehlt auch nicht an Freskomalereien auf den Wänden. Tritt man in den Kreuzgang, so erfreut man sich des großen, von Arkaden umschlossenen Raums. Die Zellen nun gar, die kleinern Höfe und die verwilderten Gärten, welche die üppigste Vegetation bedeckt, machen dieses öde Kloster zu einem romantischen Labyrinth. Die Certosa ist Sankt Jakob geweiht. Sie wurde im Jahre 1363 von einem edlen Capresen, Giacomo Arcucci, gegründet.

Sein Weib war unfruchtbar geblieben wie Sara; er aber hatte ein Kloster zu bauen gelobt, wenn ihm der Himmel zu einem Sohn verhelfen würde. Eilig tat dies der Himmel und nahm den Mann beim Wort; da baute er den Konvent nach dem Plan jener herrlichen Certosa des Sankt Martin, welche auf dem Vomero von Neapel steht. Als nun im Jahre 1374 das Gebäude fertig geworden war, zogen dort Väter von San Martino ein. Mit der Zeit wurde die Certosa reich, und die besten Äcker Capris kamen an die Mönche. Aber die Parthenopeische Republik hob das Kloster und noch zwei andere Klöster der heiligen Therese in Capri auf, ihre Güter fielen an den Fiskus. Heute sind sie der Kathedrale von Ischia zugewiesen, und so erleidet die arme Bevölkerung Capris das große Unrecht, daß ihre besten Ländereien ihr entzogen sind, um die faule Priesterschaft einer fremden Insel zu nähren. Zur Zeit der englischen Besetzung Capris war das Kloster das Hauptquartier Hudson Lowes und auch unter der Herrschaft der Franzosen zu militärischen Zwecken eingerichtet; man baut es gegenwärtig zu einem Militärlazarett aus.

Auch im Tal Tragara sieht man antikes Mauerwerk, und hier wollen die Archäologen die Stelle der alten Ephebenschule und die Fundamente der Villa Julia erkennen, welche Augustus zu Ehren seiner verliebten Tochter soll gebaut haben. Auch die Sellaria des Tiberius verlegt man hieher, jenes schändliche Lusthaus der unnatürlichen Venus, von welchem Sueton erzählt, daß es mit den frivolsten Bildern ausgestattet war. Aber alle Mutmaßungen sind unsicher; ja, nicht einmal jene großen Mauerreste, welche Camerelle genannt werden und über der Tragara weithin bis Tuoro

grande in einer gebogenen Linie fortlaufen, lassen ihre Bestimmung erkennen. Man nennt diese Mauer Camerelle, wie einen ähnlichen Überrest in der Hadrianischen Villa zu Tivoli. Sie ist teils aus dem Kalkstein Capris, teils aus Ziegeln fest und stark aufgebaut und zeigt an ihrer Außenseite Ansätze nebeneinander gereihter Kammern, deren Wölbungen noch zu erkennen sind. Ich glaube, die Meinung des Rosario Mangone ist haltbar, diese Camerelle hätten eine Straße getragen, die zur Villa Tibers hinaufführte. Sie teilte sich wohl dreifach; die eine wird nach dem Berg Tuoro, die andere nach der Villa San Michele, die dritte zu der des Zeus geführt haben.

Über den Camerelle erhebt sich der schöngeformte Hügel San Michele, eine der reizvollsten Höhen des Eilandes, von der man die herrlichste Ansicht auch der unten liegenden Stadt genießt. Über sie ragt das Fort Castello, hoch über diesem stehen die schroffen Felsen des Solaro, zu beiden Seiten grüne Täler und das hyazinthenfarbne Meer. Daß auf dem Gipfel von San Michele einer der köstlichsten Paläste des Tiberius stand, sagt schon die bezaubernde Lage dieses Orts. Man sieht denn auch schon am Fuße des Berges mächtige Trümmer, Reihen von gewölbten Kammern, ohne Zweifel die Unterbauten der sanft ansteigenden Straße. Oben auf dem Plateau stehen Gärten und Vignenhäuser auf hohlem Boden, der unter den Füßen klingend beweist, daß unten gewölbte Gemächer liegen. Man sieht auch römische Mauerungen in Netzarbeit und mehrere alte Gemächer. Das eine zeigt Spuren einer alten Kapelle, die dem heiligen Michael geweiht war, von welchem der Berg den Namen hat. Heute steht ein Kirchlein dieses Heiligen ganz einsam am

Berge und zieht durch seine originelle maurische Architektur den Blick auf sich. Von einer Mauer umschlossen und im öden Gestein verlassen, erregt es Vorstellungen von Wüstenbildern aus Mekka.

Man grub auch auf San Michele manches aus, betrieb jedoch die Nachforschungen hier nicht so eifrig. Der Bauer hat den ganzen Berg nach der Landseite zu terrassiert und mit Ölbäumen bepflanzt; es stoßen aber die Häuser der Stadt hart an die Felsen, so daß man vom Berg auf die Dächer steigen kann. Eines Abends nahm ich auch so meinen Rückweg in die Stadt, denn mir selber einen Pfad suchend, stieg ich zuletzt von dem Berge auf ein Dach, vom Dach durch das Zimmer auf die Straße.

Die nahe Ostküste der Insel schwingt sich zur Höhe von 970 Fuß und stürzt senkrecht ins Meer, so daß auf dem höchsten Uferrand die Villa des Zeus liegt. Hier ist das ganze Ufer von furchterregender Wildheit. Geht man vom Tuoro grande zuerst durch das kleine Tal Matromania nach der südöstlichen Seite, so gelangt man an eine Stelle, wo sich die Küste in einem Winkel von den steilsten Linien zusammenzieht. Da schaut man in einen phantastischen Wald von Felszinken, die das Ufer in gräulicher Verwirrung umstarren. Mitten dazwischen öffnet sich ein Fels zu dem prachtvollsten Bogen, dem sogenannten Arco naturale. Nächst der Blauen Grotte ist er die überraschendste Einzelmerkwürdigkeit der Insel. Tief unten das Meer, schwarz verschattet, hoch oben der schöne Himmel, rings rotbraune Klippen, über dem Meer der magische Anblick des Kaps der Minerva und der Küstenberge von Amalfi und von Salerno.

Hier nun führt eine schroffe Stiege hinab, wo mit-

ten im Ufer eine tiefe, schöne und trümmerreiche Grotte sich wölbt, die rätselhafte Matromnia. Ihre Öffnung ist ein Halbbogen von großer Breite, denn die Höhle hat ungefähr 55 Fuß Breite und 100 Fuß Tiefe. Ein Werk der Natur, wurde sie doch von Menschenhand geregelt; schon am Eingang sieht man römisches Gemäuer, und im Innern klebt noch Mauerwerk an den Wänden. In der Tiefe erheben sich im Halbkreise zwei Aufmauerungen gleich Sitzen übereinander; mitten hindurch führten Stufen, wahrscheinlich zu der Nische des Gottes, dessen Bildsäule hier aufgestellt war. Alles spricht dafür, daß man die Zelle eines Tempels vor sich habe. Der Name Matromania, den die Grotte führt und den das Volk in unbewußter Ironie in Matrimonio verdreht hat, als ob Tiberius hier seine Hochzeiten vollzogen hätte, wird erklärt aus Magnae Matris Antrum oder aus Magnum Mithrae Antrum. Man sagt, der Tempel sei dem Mithras geweiht gewesen, nicht sowohl weil der persische Sonnengott in Höhlen verehrt wurde, als weil man in dieser Grotte eins jener Reliefs gefunden hat, welche das mystische Mithrasopfer darstellen und von denen eine große Zahl im vatikanischen Museum sich befindet. In den Studien zu Neapel sah ich zwei dieser Vorstellungen; das eine Relief wurde in der Grotte des Posilip gefunden, das andere in der Matromania. Sie stellen Mithras in persischer Tracht vor, kniend auf dem Stier, in dessen Hals er das Opfermesser stößt, während Schlange, Skorpion und Hund den Stier verwunden. Es scheint daher gar nicht widersinnig, in dieser Grotte einen Tempel des Mithras zu finden. Zu dem mystischen Sonnendienst war sie wohl geeignet, denn sie schaut gen Sonnenaufgang, und wer aus ihrer Tiefe den He-

lios über den fernen Bergen aufsteigen sieht, und das Purpurglühen der Berge und der Meereswellen in Nähe und Weite betrachtet, der wird hier wahrlich zum Sonnenanbeter.

Die wildromantische Lage der Grotte, die Trümmer des alten Tempels, die mystische Vorstellung des Mithrasdienstes, die heilige Stille, das dämmerdunkle Licht und das Herabsickern der Tropfen, endlich der große Blick auf Meer und Land, alles dies vereinigt sich hier, um das Gemüt mit ernstem Schauder zu erfüllen. Und selbst wer vom Mithrasdienst und von Tiberischen Erinnerungen nichts weiß, wird sich hier mitten in einem Mysterium fühlen.

In dieser mystischen Höhle machte man einen geheimnisvollen Fund, eine Marmortafel mit griechischer Grabinschrift, welche also lautet:

Die ihr das stygische Land, ihr guten Dämonen, bewohnet,
Nehmt auch mich nun auf, den Unseligen nehmt in den Hades,
Den nicht Morias Gebot fortraffte, die Herrschergewalt nur
Jählings traf mit dem Tod, da schuldlos nimmer ich's ahnte.
Eben noch häuft' auf mich der Geschenke so manches der Cäsar,
Aber er hat nun mir, und den Ältern vernichtet die Hoffnung.
Noch nicht funfzehn hab' ich erreicht, nicht zwanzig der Jahre,
Ach! und ich schaue das Licht nicht mehr des erleuchtenden Tages.

Hypatos bin ich genannt; dich ruf' ich noch an, mein Bruder,
Eltern, ich flehe zu euch: O weint nicht länger, ihr Armen!

Von welcher schrecklichen Tat spricht in so mysteriösen Worten diese Grabschrift eines Knaben? Hier ist ein Roman von Capri angedeutet. Des armen Hypatos Los ist verschollen, doch ich weiß es. In einer dämonischen Stunde opferte Tiberius seinen Lieblingsknaben der Sonne, hier in dieser Höhle, hier vor dieser Zelle. So opferte später Hadrian den schönen Antinous dem Nil. Denn damals waren Menschenopfer, wenn auch nicht häufig, so doch immer noch in der Gewohnheit, und am meisten brachte man sie dem Mithras dar.

Ja, könnte diese Höhle den Mund auftun, und wollten diese starren Klippen zu reden anfangen, grause Fabeln des Altertums würden sie zu berichten haben. Die Überlieferung hat auf dieses wilde Ufer überhaupt den Wohnsitz des Tiberius und die Greuel seiner grausamen Gelüste verlegt. Es ist die diabolische Stelle auf der Insel. Geht man am Südostrand höher hinauf, so kommt man an einen Ort, welcher Salto di Tiberio, Sprung des Tiber, genannt wird. Das Ufer fällt hier mehr als 800 Fuß tief ganz senkrecht in die See. Von diesem Punkt, so sagt die Überlieferung, stürzte der Kaiser seine Opfer hinab, und daß es eben derselbe Ort sei, den man schon zur Zeit des Sueton als Merkwürdigkeit auf der Insel zeigte, unterliegt keinem Zweifel, weil so Fürchterliches im Menschengedächtnis nimmer verlöschen konnte. Bei Sueton heißt es: „In Capri wird der Ort seiner Mordlust gezeigt,

wo er die Verurteilten nach langen und ausgesuchten Martern in seiner Gegenwart ins Meer stürzen ließ. Sie fing unten ein Schwarm von Matrosen auf, um die Körper mit Segelstangen und Rudern zu zerschlagen, auf daß in keinem ein Lebenshauch überbliebe." Es ist wahrlich ein diabolisches Vergnügen, von diesem schroffen Absturz Steine rollen zu lassen, welche in entsetzten Sprüngen von Zacken zu Zacken sich fortschnellen und die Felsen vom Donner ihres Falls widerhallen machen.

Zwei Schritte weit von dem grausigen Salto liegt jetzt ein kleines Haus, über dessen Tür das Wort „Restaurant" zu lesen ist. Im Zimmer steht zu jeder Stunde ein gedeckter Tisch, beladen mit Früchten, mit Brot und mit Flaschen voll Tränen des Tiberius. Derselbe Wirt, der dies Tischchendeckedich eingerichtet hat, ließ auch den schmalen Rand des Salto mit einer kleinen Mauer einfassen, und so bietet er dem Fremden das Gräßliche gleichsam auf einem Präsentierteller dar.

Man geht durch dieses Haus, um zu dem alten Faro von Capri zu gelangen, welcher kaum 30 Schritte vom Salto entfernt steht. Bis auf die mächtigen quadratischen Unterbauten aus gebranntem Stein ist er zerfallen, auch schlug vor einigen Jahren der Blitz den obern Teil der Trümmer herunter. Ringsumher liegen Stücke des Gemäuers, und weit bis in die Weinberge hinein bedecken sie den Boden. Sie und die noch stehenden Reste, welche auch Spuren von gewölbten Gemächern sehen lassen, bezeugen es, daß der Leuchtturm einst ein großartiger Bau war. Er wetteiferte mit dem Faro von Alexandria, mit den Türmen von Ravenna und von Puteoli. Der Dichter Statius nennt ihn in einem Verse den Nebenbuhler des nachtdurchschwei-

fenden Mondes. Nach Sueton stürzte derselbe Faro wenige Tage vor der Ermordung des Tiberius ein, erschüttert durch ein Erdbeben, doch wurde er wieder aufgerichtet, sonst hätte ihn Statius nicht preisen können. Seine heutige Höhe beträgt kaum 60 Fuß. Im Jahre 1804 veranstaltete Hadrawa auch neben dem Faro Ausgrabungen; er fand dort Spuren einer unterirdischen Stiege, vielerlei Marmor und auch jenes Relief, welches die flehenden Gestalten der Crispina und der Lucilla darstellt.

Nun aber gelangen wir mit wenigen Schritten, aufwärtssteigend, zu der berühmten Villa des Zeus. Nach Sueton war sie der eigentliche Wohnsitz des Tiberius, und ausdrücklich sagt er, daß der Tyrann nach der Hinrichtung Sejans aus Furcht vor einer Verschwörung neun Monate lang sich darin eingeschlossen hielt. Es ist zweifellos, daß die Reste auf dem höchsten Nordostufer der Insel, dem Capo, zu einer Villa gehören. Es spricht dafür die Bestimmtheit der Überlieferung, der die Insel beherrschende Ort, mehr noch die Ausdehnung des Palasts, dessen Ruinen die größten Capris sind und überhaupt zu dem Ansehnlichsten gehören, was die Zeit von römischen Lustbauten erhalten hat. Man irrt dort in einem Labyrinth von Gewölben und unterirdischen Galerien, von zahllosen Gemächern, welche jetzt zum Teil zu Weingärten oder zu Viehställen benutzt werden. Kapitäler, Vasen, Säulenstümpfe, Marmorschwellen liegen noch umher; einzelne Kammern haben noch Reste ihres Stucks, und man erkennt selbst die Malereien in tiefem Gelb oder in dem Dunkelrot von Pompeji. Einige Böden haben noch ihre Mosaik von weißen Marmorstücken mit schwarzer Einfassung, und hie und

da sind die Stiegen zu den untern Sälen noch wohl erhalten.

Die Villa scheint mehrere Stockwerke gehabt zu haben; das unterste steckt noch unausgegraben im Boden. Der oberste Teil überrascht durch den noch ganz erhaltenen Plan seiner Gemächer, welche nach der Seite des Ufers ein Halbkreis umgibt, vielleicht ein Theater; Nischen und Rundmauern lassen weiter auf einen Tempel schließen. Alles, was zur überschwenglichen Pracht des fürstlichen Lebens gehörte, hat diese Villa vereinigt, und weil sie so lange Zeit Kaisersitz war, muß sie, ehe Nero und Hadrian bauten, alle andern Villen Roms an Herrlichkeit übertroffen haben. Dazu kommt die unvergleichliche Lage über der Meerenge, wo zwei Golfe dem Blicke freiliegen. Von hier aus sah Tiberius wie ein Geier hinunter und sah alles, was auf der Insel vorging, und sah auch die Schiffe, welche von Hellas, von Asien und Afrika in den Golf einliefen, oder die von Rom herabkamen. Köstlich aber muß auf der See selbst der Anblick gewesen sein, segelte man zwischen Capri und dem Minervenkap und betrachtete man dort die Marmorschlösser und den Faro, hier die schönen Tempel. Denn Tiberius sah auf jenem Vorgebirge, dessen Spitze heute ein Turm krönt, noch die weitberühmten Tempel der Minerva und der Sirenen, und den Tempel des Herakles.

Ich saß manche Stunde lang auf den Trümmern und baute mir Capri wieder auf. Welch ein Anblick, denkt man sich alle diese Gipfel mit Marmorpaläften geschmückt und das schöne Eiland bedeckt mit Tempeln, Arkaden, Statuen, Theatern, mit Lusthainen und Straßen. Und welch ein Bild würde es sein, sähe man die Römergestalten selbst die Straße heraufschreiten, den

LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Hof eines Kaisers, Senatoren, Gesandte aus aller Welt, die schönsten Weiber Joniens, die reizendsten Hetären Asiens, ein wilder Schwarm von Bacchantinnen, von Nymphen und Göttern, eine ganze Mythologie phantastischer Gestalten. Denn hier lebte Bacchus, und sein Hofstaat war bacchantisch und satirisch. Der ganze Aufenthalt Tibers auf Capri war eine Satire auf das Menschengeschlecht, die schrecklichste, die je dargestellt worden ist.

Die Vorstellung gewinnt die Züge des Wirklichen, wenn man die Porträts kennt. Man sieht in Neapel schöne Büsten und Kolossalfiguren von Tiberius, die trefflichsten aber besitzt das vatikanische Museum. Ich habe bemerkt, daß jene in Neapel ihn eher im Alter, diese in Rom ihn in jüngern Jahren vorstellen, wahrscheinlich, weil die meisten Büsten des Kaisers, welche in Herkulanum und Pompeji ausgegraben wurden, seiner capriischen Periode angehören. Im Vatikan steht seine kolossale Figur, die in Veji gefunden wurde, aufgestellt in der Galerie Chiaramonti; sie stellt ihn in idealer Jugendlichkeit als Heros dar, mit porträtgetreuen Zügen. Sein Kopf ist geistvoll und edel geformt, der Mund unendlich fein und schön, in jugendlicher Erscheinung sind seine Züge dionysisch, und auch die Fülle des Körpers ist wollüstig, ja weibisch zu nennen. Dies moralische Ungeheuer war, wie Cäsar Borgia zu seiner Zeit, der schönste Mann unter den Lebenden; von allen Kaisern Roms übertrifft ihn nur Augustus an klassischer Schönheit. Man vergißt den Kopf des Tiberius nicht mehr, wenn man ihn einmal sah; man erwartete das verzerrte Antlitz eines Dämons zu erblicken und ist überrascht von der Feinheit seiner weiblichen Züge, die einem Sardanapal so

wohl entsprechen würden. Nur im Alter zieht sich um den Mund ein schneidend scharfer Zug von Hohn und Skepsis, und der Ausdruck bekommt etwas widerwärtig Starres, hartherzig Verschlossenes, selbst Gemeines. So zeigt ihn der kolossale Kopf in Neapel, und so ihn seine Büste im Kapitol. Will man aber die bestialische Bosheit ganz plastisch vor sich sehen, so muß man den teuflischen Kopf des Caracalla betrachten, das Vollendetste von diabolischer Charakterbildung, was die Skulptur erreicht hat.

Ich glaube, der schreckliche Mann war nur ein fürchterliches Urteil, welches die Weltgeschichte vollzogen hat. Er war der erste eigentliche Monarch nach August, der noch in den Formen der Republik regiert hatte. Er erbte eine niederträchtig gewordene Menschheit. Selbst zum Bösen bestimmt, ging er an der schlechten Welt und mit ihr als Teufel zugrunde. Caligula wurde an dem Gedanken wahnsinnig, Herrscher der Erde zu sein, und dauerte nur wenig Jahre. Das ist kein Wunder. Denn diesen Menschen warf eines Tags der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei. Nach den Bürgerkriegen und Augustus trat eine fürchterliche Stille in der Weltgeschichte ein, die wüsteste Pause im Leben der Menschheit, da die alte Welt unaufhaltsam verrottet. August war groß und glücklich, weil er seine Herrschaft errungen hatte; seine Nachfolger waren elend, weil sie nichts zu erstreben hatten. Auf einmal in den Besitz eines schon längst eroberten Weltreichs gesetzt, wußten sie nicht, womit sie ihre Tage hinbringen sollten, denn auch der Genuß wird unerträglich, wenn ihn nicht Mühe würzt und Entbeh-

rung unterbricht. Caligula überbrückte im Wahnsinn das Meer, Claudius ward ein Bücherwurm, Nero steckte Rom in Brand und spielte dazu die Zither, er machte Verse und wollte wenigstens als Wagenlenker und Komödiant etwas gelten. In jener Periode allgemeiner Welterschlaffung finden wir hintereinander Tiberius, Caligula, Claudius und Nero, Dämonen und Verrückte, weil das Räderwerk der Geschichte stille hielt. Beispiellos teuflisch wäre die Natur, schaffte sie solche Ungeheuer nacheinander, grundlos und als ein abgeschmackter Zufall.

Aber man würde dem Charakter des Tiberius unrecht tun, würfe man ihn mit seinen Nachfolgern zusammen. Diese waren plumpe, nackte Bösewichte, die, jegliche Maske abgeworfen, ihre bestialische Natur offen zur Schau stellten. Tiberius, seiner Zeit an Geist überlegen, war ein feiner Kopf, ein vollendeter Diplomat aus der Schule des Heuchlers August. So fein, verhüllt, still herauslauernd und vorsichtig spähend ist auch sein Antlitz, zumal der feine jesuitische Zug um den Mund, und schwerlich hat die Natur einen vollkommenern Diplomatenmund geschaffen. Scharf geschlossen sagt er das Wort Talleyrands, daß die Sprache dazu da sei, die Gedanken zu verbergen. Wir aber wissen aus dem Tacitus, welcher Art die Kunst des Tiberius im Sprechen war. Die Grammatik und Logik der Diplomaten hat Tiberius erschaffen. Dieser Mann versprach nicht, noch schwur er, noch log er, der eine fortwährende Lüge war. Wie plump erscheinen gegen diesen feinen, klassischen Despoten Herrscher der neuern Geschichte, Abenteurer, die sich auf einen Thron offenbar hinaufgelogen, und Könige, welche offenbar die Eidschwüre brachen. Tiberius würde sie unter seine

Freigelassenen verweisen mit verächtlichem Lächeln. Dieser Mann ließ niemals ahnen, was er tun würde, denn auch das Gegenteil war gewiß. Er schlug nie den Dingen geradezu und mit der brutalen Gewalt der sogenannten Statsstreiche auf den Kopf, er umschlich sie. Sein Wille und seine Absicht waren wie hell-dunkel zweifelhaft. Man lese nur die meisterhafte Geschichte vom Sturz des Sejan.

Der Mann von Elba hat einst den Charakter des Tiberius warm verteidigt und gegen die Urteile des Tacitus und der Geschichte in Schutz genommen.

Nachdem nun Tiberius die Diplomatie des Augustus zu dem System des Jesuitismus verfeinert hatte, zog er sich nach vollbrachtem Werk in diese Villa zurück, um lebensekel sich im Genusse zu betäuben. Er versank in träge Wollust. Die Furcht, welche er als Regierungsprinzip eingeführt hatte, ließ ihn selbst nicht sterben. Er erschöpfte jegliche Wollust, aber die menschliche Natur ist so dürftig organisiert, daß sie nur einen winzigen Teil von Lust genießen kann. Dies lehrt die Felsenscholle Capri und diese Villa des Zeus, in welche sich der Herrscher der Welt verbannte, der diese selbst nur als ein Exil zu betrachten gelernt hatte. Es schaudert mir, denke ich, welche Szenen die Wände dieser Gemächer gesehen haben, welchen furienbißtrunkenen Taumel losgelassener Schmerzenslüste. Innerhalb derselben Wände, die einst widerhallten von lydischen Flöten und von dem Wollustgirren der schönsten Weiber, wohnt jetzt das Vieh der armen Bauern; und dies ist heute die Ausstattung der Säle des Tiberius: Efeu, wilde Feigenbäume, Malven, Rosen, Zinerrarien, Granatenbäume, das wuchert in diesen zerstörten Zimmern wildschön durcheinander, und im Winde tanzen die

Reben, die Enkel des alten capräischen Bacchus, als wären sie die Geister jener Hetären, welche einst hier nackt den Cancan um Tiberius getanzt haben.

Oben steht eine Kapelle, Santa Maria del Soccorso, auf der höchsten Höhe der Villa und über ihren Ruinen gebaut. Dort wohnt ein Eremit. Kein Ort in der Welt ist zum Büßen so passend als die Ruine dieser Villa des Tiberius, unter dessen Regierung und während dessen Aufenthalt in Capri Christus ans Kreuz geschlagen wurde. Die Kapelle steht hier wie das Christentum selbst auf den Trümmern der heidnischen Welt, deren Buße es war. Dies Zusammentreffen ist seltsam, und ich meine, hier ist eine der tiefsinnigsten Stellen, an denen man verweilen mag. Denn hier steigen vor dem Blick zwei ungewöhnliche Gestalten auf, Zeitgenossen, Repräsentanten zweier Weltperioden: hier im Westen der greise Dämon Tiberius, der Beherrscher der Erde, der Repräsentant der untergehenden heidnischen Welt und das Ebenbild ihres sittlichen Elends; dort im Osten der junge ideale Mensch Jesus, an das Kreuz geschlagen, aber umringt von begeisterten Propheten eines neuen Erdenfrühlings. Diese beiden Gestalten stehen sich gegenüber wie Ahriman und Ormuzd, der Gott des Lichts und der Finsternis.

Wie denkt man hier auch an jene lichtberauschte Gestalt des Johannes von Pathmos, neben dem der Adler des Zeus noch als heidnisches Symbol zu sehen ist!

In solchen Betrachtungen und Nachdenken über die Jugend des ersten Christentums stand ich auf jenen Trümmern, und siehe, da trat mir plötzlich die historische Erscheinung jener idealen Religion entgegen, in der Gestalt des schmutzigen Franziskanereremiten, und

fast wich ich vor dem Mann zurück: ein alter Mönch mit langem weißen Bart, in schwarzer Kutte, ein Klumpfuß, hinkend, häßlich, mit habgierigen Augen. Da war es mir, als sah ich den Tiberius als Mephistopheles vor mir, und mit satirischem Lachen hörte ich ihn sagen: „Redivivus, nur verwandelt! Dies ist die Geschichte des Christentums!"

Der Klumpfuß hinkte mir voran in seine Zelle. Ich suchte unter seinen Büchern und las auf deren einem diesen Titel: „Legendarium der heiligen Jungfrauen, welche für unsern Herrn Jesus Christus sterben wollten." Auch der Eremit Tiberius las auf derselben Stelle Bücher von Jungfrauen, aber nicht von solchen, die für seinen Zeitgenossen sterben wollten, sondern es waren die Bücher der griechischen Hetäre Elephantis, welche die Kunst der Wollust behandelten und damals in Rom Mode waren. Sueton erzählt, daß er diese Schriften der Elephantis in seinen Zimmern auf Capri gehabt habe. Indes auch Lasziviläten fand ich bei dem jetzigen Einsiedler. Er zeigte mir die Kopie eines Reliefs, welches man im Museum zu Neapel sehen kann. Es stellt einen ältlichen nackten Mann zu Roß dar; vor ihm sitzt auf dem Sattel ein nacktes Mädchen mit einer Fackel, ein nackter Jüngling führt das Roß gegen die Statue eines Gottes. Die Ähnlichkeit des Reiters mit Tiberius ist so auffallend, daß man glauben will, jenes Relief stelle eine nächtliche Szene aus seinem Leben in Capri dar, etwa ein Opfer vor dem Priap; aber die Halskette, welche die Gestalt trägt, ist genau dieselbe, die der sterbende Fechter und andere Gallier zu tragen pflegen, sie paßt also nicht für den Kaiser Tiber. Der Eremit hatte das Relief in Wasserfarben erstaunlich fleißig und mit sichtbarem

Behagen am Nackten kopiert; es gehört nämlich zu seinem Lokal, weil es unter den Trümmern der Villa ausgegraben wurde. Zweimal wurden diese durchsucht, doch jedesmal unvollständig, im Jahre 1804 von Hadrawa, von Feola 1827. Man fand schöne Pavimente von Marmor, wovon eins sich in der Hauptkirche Capris vor den Altar gerettet hat, viele köstliche Säulen, darunter eine kleine von Lapis Lazuli, welche ein Engländer erstand, Bildsäulen, die man verschleuderte, Mosaiken, welche das Museum von Neapel aufbewahrt.

Kein Kaiser in der Welt kann sich rühmen, im Besitz eines Hauses von gleich schöner Aussicht zu sein, als dem Eremiten seine merkwürdige Klause gewährt. Aus seinen Fenstern überschaut er die Golfe von Neapel und von Salerno und die schönsten Küsten und Inseln Italiens. Nichts gleicht dem Blick auf das ganz nahe Vorgebirge der Minerva, dessen Formen von der herrlichsten Plastik sind; hinter ihm sieht man die schönen Bergreihen des Sant Angelo und des ganzen Ufers von Amalfi und Salerno in der Verkürzung aufgereiht, wie Kulissen eines ungeheuern Theaters, bis sie sich im grandiosen Bogen nach Pästum ziehen. In klarer Luft sah ich Pästum weit über Meer, dann das Kastell Baro und die Punta Licosa in meilenweiter Ferne. Bei Sonnenuntergang ist das Irisspiel der Farben über den Bergen hinreißend wie eine Phantasmagorie, und oft war es mir, als wäre, was ich sah, nicht Wirklichkeit, sondern das strahlende Bild einer Vision.

Eines Abends saß ich auf den Ruinen der Villa und weidete mich an dem großen Anblick jenes Kaps, da fiel mein Blick auf die silberweiße Haut einer

Schlange, die, jüngst abgestreift, mir zu Füßen lag. Ich nahm sie auf wie ein göttliches Geschenk, das für mich selbst mit vergangenen Tagen in einer gewissen ominösen Verbindung stand. Mir fiel aber auch ein, daß Tiberius hier eine Lieblingsschlange gehalten, die er fütterte und mit der er zu spielen pflegte. Ich stieg mit meinem Fund den Berg hinunter. Da kam mir Mephistopheles auf einem Esel nachgeritten. Ich zeigte dem Mönch die Schlangenhaut und erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß dieser geheimnisvolle Mensch der ausbündigste Schlangenzauberer sei. Denn er erzählte mir, daß er die Schlangen fange, und zwar lebendige, und zu jeder Zeit und jede, welche er wolle. Ich fragte ihn hierauf, wie er das mache. „Ich greife sie," sagte er, „wenn ich ihnen befohlen habe, stillzuliegen; sie wickeln sich sogleich um meinen Arm, dann sperre ich sie in ein Gefäß und schicke sie nach Neapel an die Apotheker." — „Wie könnt Ihr ihnen aber befehlen, stillzuliegen?" Er antwortete mit einem satanischen Lächeln: „Ich sage ihnen einen Spruch vor und den Namen Sankt Paul, dann liegen sie gleich still." — „Könnt Ihr mir den Spruch nicht geben," fragte ich, „damit ich auch den Schlangen befehlen könne?" — „Nein," sagte er, „ich habe ihn von einem andern Einsiedler und dem mit heiligem Schwur gelobt, ihn nicht wegzugeben."

Als ich fragte, warum im Spruch der Name Sankt Paul vorkomme, so entgegnete er, daß der heilige Paulus der Patron der Schlangen sei, und daß alle Tiere ihre Patrone hätten. Wie mir nun der Mönch das gesagt hatte, so fragte ich ihn nach den Patronen von allem, was da kreucht und fleucht. Von den Eidechsen ist die Patronin die heilige Gertrude; dies nimmt mich für sie ein, denn die Eidechsen liebe ich gar sehr; sie

haben etwas Graziöses und Mädchenhaftes, auch lispeln sie mit dem Zünglein auf eine allerliebste Weise. Sankt Antonius ist der Patron der Fische, die heilige Agathe die Patronin der Löwen, die heilige Agnes die der Lämmer.

So hatte ich also richtig geahnt, daß dieser Eremit ein Schwarzkünstler sei, und ich glaube, er treibt noch andere dunkle Sachen im Mondschein auf den Ruinen und an den Klippen mit Kräutern, Wurzeln und schädlichem Gewürm.

Wir haben nun wahrlich vergessen, daß es auf dem Eiland noch ein zweites Städtchen, Ana-Capri, gibt. Dies ist kein Wunder, denn wer auf Unter-Capri lebt, hört und sieht von jenem Orte nichts. So sehr hat ihn die Natur von allem Verkehr abgeschieden. Man sieht eben nur die steile Felsenstiege, welche dort hinaufführt und deren Beschwerlichkeit nicht zum Steigen reizt; und so möchte es nicht leicht irgendwo die gleiche Sonderbarkeit geben, daß zwei Städte auf ein und demselben kleinen Eiland, deren Entfernung auf ebenem Boden wenig mehr als eine Viertelstunde beträgt, so gänzlich voneinander gesondert sind, daß ihre Bewohner nur selten miteinander verkehren, an ihren beiderseitigen Festen selten teilnehmen und selbst einen verschiedenen Dialekt reden.

Die Liebe, so erzählt die Sage, war die Gründerin von Ana-Capri. Ein junges Paar entfloh in alten Tagen aus der Unterstadt, erstieg die schroffen Felsen der obern Insel und baute sich dort im Gebüsch hoch oben am Fuße des Solaro eine Einsiedelei. Seitdem folgten andere Verliebte, und so entstand mit der Zeit diese Kolonie der Liebesgötter, welche jetzt Ana-Capri heißt.

Und auch heute fliegt der beschwingte Amor wie ein Bergfalke herüber und hinüber von Capri nach Ana-Capri und leiht dem Jüngling seine Flügel, welcher eins jener wilden und schönen Mädchen liebt, die oben in ihrem kleinen Hause unter Rebenranken am Webstuhle sitzen, seidene Bänder weben und Sehnsuchtslieder singen, wie die Circe in der Odyssee.

So ist also Ana-Capri von der untern Insel geschieden, daß nirgends ein Weg nach oben führt als jene 560 Stufen hohe Jakobsleiter. Denn plötzlich steigen die Felsenwände, steil und senkrecht wie Mauern, in den wildesten Formen über dem untern Capri auf und bilden gleichsam die gigantische Wand, über welcher, dem Dach einer Basilika gleich, der Berg Solaro sich lagert und auf seiner Schräge das weltabgeschiedene Volk und die Stadt Ana-Capri trägt, gleichsam ein Volk von Eremiten. Im Zickzack führt die in den lebenden Stein gehauene Stiege an dem scharfen Felsenrand aufwärts und endet oben auf der Plattform. Man schreibt dies sonderbare Werk den ältesten Zeiten zu, als Phönizier oder Griechen die Oberstadt anlegten, denn nur auf dieser Stelle ist eine Verbindung mit der Unterstadt möglich. Man sieht auch noch Spuren der ältesten Stiege. Auf der Hälfte dieses Wegs steht heute die kleine bizarre Kapelle des heiligen Antonius, wo man Odem schöpfen kann, denn man erreicht die Höhe nicht, ohne entatmet zu sein. Aber die unvergleichliche Fernsicht von der Plattform, Capo di Monte genannt, belohnt die Mühe reichlich, da man den ungeheuern Fels mit seiner breiten Brust und den schwebenden Bäumen, welche hängenden Gärten der Semiramis gleichen, frei in die Luft ragen und in die Tiefe hinunterschwindeln sieht, und unter sich den malerischen

Anblick von ganz Nieder-Capri und den Prospekt in beide Meere hat. Hoch über der Plattform steigt der Solaro, von wüstem grauen Gestein überdeckt, noch einige hundert Fuß empor und trägt auf einer scharfen Kante die schönen Ruinen des Kastells Barbarossa, welches seinen Namen von dem berühmten Korsaren führt, der einst Capri zerstörte.

Sobald man nun wenige Schritte auf der Plattform weitergeht, breitet sich vor den Augen eine neue und fremde Welt aus. Unter-Capri ist verschwunden, man tritt in die reizendste Einsiedelei von überraschender Schönheit. Der Berg Solaro, ganz das Ebenbild des Monte Pellegrino von Palermo, gipfelt sich schroff auf; er ist kahl, öde und braun und mit zahllosen Blöcken übertrümmert. Gegen Westen und Norden senkt er sich zu der größten Ebene nieder, welche die Insel besitzt, und auf diesem schrägen Abhange liegt hoch über dem Meer, unter grünen Bäumen und blühenden Gebüschen, Ana-Capri. Das Städtchen besteht aus Eremitagen, denn die kleinen, originell gebauten Häuser liegen in den Gärten verstreut; und hier gibt es mehr Baumwuchs als in Capri, namentlich viel Ölbäume und sehr viel Reben, die sich nach kampanischer Art um die Bäume ranken. Die Luft ist rein und balsamisch, aber die Sonnenglut wirkt um so stärker auf der schiefen Ebene. Blickt man in dieses unbeschreiblich malerische Städtchen, in diese seltsame sonnverbrannte Felsenöde über ihm, in die grenzenlose Stille des blauen Meers in allen Fernen, so möchte man hier den Wanderstab in die Erde stecken und der Welt Lebewohl sagend seine Eremitenzelle bauen.

Hier ist es noch stiller als in Capri. Man sieht nur Menschen, welche singend arbeiten, vor der Tür

am Webestuhl sitzen oder die Spindel mit der gelben Seide drehen oder im Garten graben und die Maulbeerblätter für den Seidenwurm abpflücken oder solche, die mit dem Wasserkrug auf dem Kopf daherkommen. Weil die Männer draußen sind und, da es Sommer ist, so viele Jünglinge auf den Korallenfang nach Afrika oder Korsika gezogen sind, sieht man in dem Städtchen fast nur Weiber, und es scheint, wir wären zu den Weibern von Lemnos gekommen, welche männerlos auf ihrem Felsen sitzen, endlose Gewebe fortwebend.

An den Tagen und Stunden, wo die Barken von Neapel heimkommen sollten, fand ich oft über der Stiege eine Schar von Mädchen sitzen, oft mehr als dreißig, viele von seltener Schönheit. Plaudernd saßen sie um die Felsen und spähten den nahenden Segeln entgegen, um dann an den Strand hinabzusteigen. Ich setzte mich unter sie und sah nicht minder sehnsüchtig über den Golf auf das weiße Schiff, ob es nicht einen Brief in diese Einsamkeit herüberbrächte. Fast alle hatten sie einen Strauß in der Hand oder einen Zweig Basilikum, durch die Blume zu bitten; Antoniella aber hielt den prächtigsten Strauß vor sich von Basilikum, Nelken, purpurroten Rosen und Myrten, mit einem bunten Band kunstvoll in Schleifen zugebunden. Dieser Strauß wurde das Sinnbild unserer Freundschaft und der Schlüssel zu dem reizendsten Weberhäuschen von Ana-Capri, wo ich manche Stunde mit den naivsten Naturkindern verbracht habe. Antoniella webte in einer Gartenkammer, ganz im Grün unter Weinlaub und blühenden Oleandern, und sie war flink und geschickt wie die Spinnerin Arachne; ihre ältere Schwester webte neben ihr weißes Baumwollenband, sie aber ein buntgemustertes. Sie verstand nicht auf der Maul-

trommel zu spielen, aber desto geübter schlug sie die tönende Handpauke. Ihre Brüder waren draußen auf dem Meer. Der Fleiß dieser Mädchen, die alle mit der Weberei beschäftigt sind, ist erstaunlich, denn schon mit Sonnenaufgang setzen sie sich an den Webestuhl, und mit weniger Unterbrechung weben sie bis zum Sonnenuntergang und so das ganze Jahr hindurch. Freilich sind sie nicht zu jenem Lasttragen verdammt, wie ihre Inselschwestern in Capri, nur wenn das Regenwasser in den Zisternen ausgeht, müssen sie die Stiege hinuntersteigen und in Krügen das Wasser von Capri tragen, wo vier dürftige Quellen fließen. Goldenes Geschmeide und Korallenschmuck, auch silberne Pfeile in den Haaren tragen sie alle, und das Mädchen würde unglücklich sein, welches solchen Schmuck nicht besäße.

Es gibt im Ort einen schönen Campo Santo, voll von Zypressen und Blumen; der größte Stolz der Ana-Capresen aber ist das sogenannte irdische Paradies, nämlich der Fußboden ihrer Kirche, auf dessen Fliesen in Smalto das Paradies dargestellt ist, ein gutgezeichnetes Werk des Chiaese aus dem siebzehnten Jahrhundert. Auch hier ist die Architektur bizarr und maurisch, höchst charaktervoll, und es gibt dort Masserien, die mit ihrer Pergola reizend genug aussehen. Wenig Tiberische Ruinen sind in Ana-Capri aufzufinden; der Weinbauer hat sie hinweggetilgt, auch standen hier weniger Gebäude als auf Capri. Die meisten Mauerüberreste hat noch die Ebene Damecuta, ein fruchtbares Land, welches zur Küste sanft niedersteigt und in dessen Ufer die Blaue Grotte liegt. Es ist eigentümlich, daß Ober-Capri trotz seiner Höhe doch niedrigere Küsten hat als Unter-Capri; denn es senkt sich

der hochgegipfelte Berg lang hingestreckt nach dem Westen wie nach dem Norden in das Meer, aber dennoch ist das Ufer weder der Barke noch dem Menschenfuß zugänglich, strandlos, hafenlos und den Schiffbrüchigen sicheres Verderben bringend.

Der Turm von Damecuta bezeichnet ungefähr die Stelle, wo unten am Ufer die nun weltberühmte Blaue Grotte liegt, das Wunder Capris, doch nicht das einzige dieser sirenischen Insel. Von dem Tage, da sie entdeckt wurde, erzählte mir mein Wirt Michele ausführlich. Er machte damals die Unternehmung als Knabe mit. Es waren sein verstorbener Vater Giuseppe, August Kopisch, der Maler Fries und der Schiffer Angelo Ferraro, welche es wagten, in diese Grotte einzudringen. Alle sind nun tot, nur Michele weiß von der Entdeckung zu erzählen. Ein Onkel Paganos, damals Priester auf Capri, ermahnte die Gesellschaft, von dem Versuch abzustehen, denn die Höhle sei der Aufenthalt böser Geister, und viel Seeungeheuer hausten in ihr. Auch war das Eindringen schwierig, weil es vor der Entdeckung keine einzige kleine Barke auf der Insel gab. Es drang also Angelo auf einer Wanne ein, Kopisch und Fries schwammen. Mein Wirt beschrieb mir lebhaft das Jauchzen beider Maler, als sie nun in der Grotte waren, und zumal, sagte er, war Fries wie von Sinnen, er schwamm bald heraus, bald hinein, und immer mit Jubeln und mit Jauchzen. August Kopisch hatte keine Ruhe, er eilte sofort nach Neapel und holte seine Freunde, und so tat er ab und zu. Pagano bewahrt ein altes Fremdenbuch wie eine Reliquie; darin hat Kopisch unter dem 17. August 1826 folgendes Entdeckungsdokument hineingeschrieben:

„Freunde wunderbarer Naturschönheiten mache ich auf eine von mir nach den Angaben unsers Wirts Giuseppe Pagano mit ihm und Herrn Fries entdeckte Grotte aufmerksam, welche furchtsamer Aberglaube jahrhundertelang nicht zu besuchen wagte. Bis jetzt ist sie nur für gute Schwimmer zugänglich; wenn das Meer ganz ruhig ist, gelingt es auch wohl, mit einem kleinen Nachen einzudringen, doch ist dies gefährlich, weil die geringste sich erhebende Luft das Wiederherauskommen unmöglich machen würde. Wir benannten diese Grotte die blaue (la grotta azurra), weil das Licht aus der Tiefe des Meers ihren weiten Raum blau erleuchtet. Man wird sich sonderbar überrascht finden, das Wasser blauem Feuer ähnlich die Grotte erfüllen zu sehen; jede Welle scheint eine Flamme. Im Hintergrund führt ein alter Weg in den Felsen, vielleicht nach dem darübergelegenen Damecuta, wo der Sage nach Tiber Mädchen verschlossen haben soll, und es ist möglich, daß diese Höhle sein heimlicher Landungsplatz war. Bis jetzt ist nur ein Marinaro und ein Eseltreiber so herzhaft, diese Unternehmung mit zu wagen, weil allerhand Fabeln von dieser Höhle in Umlauf sind. Ich rate aber jedem, sich vorher mit diesen beiden des Preises wegen zu verständigen. Der Wirt, welchen ich seiner Kenntnis der Insel wegen empfehle, will einen ganz kleinen schmalen Nachen bauen lassen, womit dann bequemer hineingefahren werden könnte. Bis jetzt will ich es nur guten Schwimmern raten. Sie ist des Morgens am schönsten, weil Nachmittags das Tageslicht stärker und störender hineinfällt und der wunderbare Zauber dadurch gemindert wird. Der malerische Eindruck wird noch erhöht, wenn man, wie wir, mit flammenden Pechpfannen hineinschwimmt."

Also Kopisch. Der treffliche Mann hat sich in diesem Eiland ein herrliches Denkmal entdeckt, und mir ist es, als wäre die wunderbare Grotte deutsches Eigentum und deutsches Symbol. An dieser Stelle verweben sich mit jenem Dichtermaler viel Erinnerungen auch an Tieck, an Novalis, an Fouqué, an Arnim, an Brentano, die nun alle heimgegangen sind bis auf den trefflichen Eichendorff und bis auf Heine, den letzten verwunschenen Prinzen dieser Dichterschule. Wir wollen denn als Grabesspender aus dem blauen Feuerwasser von Capri einen versöhnlichen Weihguß auf die Gräber jener toten Dichter gießen. Denn von dieser Grotte haben sie alle geträumt, und wahrlich, es konnte der Preis ihrer Auffindung auch nur einem Maler und Dichter zukommen aus der Zeit derer, welche die blaue Wunderblume der Poesie suchten bei den Undinen in der Tiefe, bei der Frau Venus im Berge und in den unterirdischen Grotten der Isis. Sie waren alle liebenswürdige kleine und große Kinder, Knaben mit dem Wunderhorn. Ihr Hoherpriester Novalis sieht aus wie ein schöner, bleicher Knabe, der sich in das lange Predigergewand seines toten Urgroßvaters gesteckt hat und mystische Weisheit redet, von der niemand weiß, wie das Kind dazugekommen. Ihre Muse aber ist eine Sirene. Sie wohnt in der Blauen Grotte von Capri, der Insel des grausamen Wollüstlings Tiberius. Sie haben alle ihren herzbewegenden Gesang gehört, und keiner hat sie gefunden, sie haben sie alle gesucht und sind vor Sehnsucht nach der blauen Wunderblume alle gestorben. Goethe hat es ihnen prophezeit in dem „Fischer": „Halb zog sie ihn, halb sank er hin und ward nicht mehr gesehn." Und nun, da die blaue Wunderblume, nämlich die blaue Wundergrotte, denn

das war das unbekannte Mysterium, gefunden ist, ward der Zauber gelöst, und kein Lied der Romantiker wird mehr gehört werden in deutschen Landen.

Als ich in die Grotte einfuhr, war es mir, als wäre ich in eins jener Märchen zurückgekehrt, mit denen man als Kind zusammenlebt. Welt und Tag sind auf einmal verschwunden, und da ist man in der wölbenden Erde und in einem Dämmer von blauem Feuerlicht. Die Wellen atmen still und perlen Funken empor, wie als sproßten aus den Tiefen blitzende Smaragde und rote Rubinen und tausend Karfunkelsteine auf. Geisterhaft blau sind die Wände und mysteriös anzusehen, wie Paläste von Feen. Es ist Schein von fremdem Wesen und von fremdem Geist, ganz wunderbar, heimlich und unheimlich zugleich. Alles ist still wie in einer Schattenwelt, da niemand auch nur reden mag. Du jauchzest zuerst auf, dann bist du still, und es schallt nur das plätschernde Ruder oder das Kichern der Wellen, welche Phosphorkränze um die Felsenwände schlingen. Das blaue magische Wasser lockt unwiderstehlich. Man muß hinabspringen und man taucht sich wie in ein Lichtmeer nieder. Ja, ich glaube wohl, daß Tiberius hier badete und unter den schönen Mädchen seines Harems hier umherschwamm, wie Sueton erzählt. In dieser wollüstig strömenden Phosphorflut glühten dann die Mädchenleiber wie strahlende Leiber von Meerfeien, und nicht hat hier Sirenengesang und Flötenspiel gefehlt, um solches Bad zu einem unsaglichen Wolluſtbade zu machen. Ich sah auf einer griechischen Vase eine Sirene gemalt, ein wunderliches Wesen, das hebt beide lilienweiße Arme auf, kichert und schlägt zwei blitzende Erzbecken zusammen. So kommen hier die Sirenen aus der blauen Feuerflut herauf, schlagen

die Erzbecken zusammen, kichern und tauchen auf und unter. Aber nur Sonntagsmenschen sehen sie und kleine Kinder.

Man muß über den Reichtum dieses Eilands an Grotten sich verwundern. Erdgrotten und Meergrotten, seltsam geformt und alle schön, gibt es hier so viele, daß man nicht alle kennenlernen kann. Ich bin in mehr als fünfzehn dieser Grotten eingedrungen und habe darunter auf der südlichen Seite eine kleine gefunden, welche genau die blauen Lichteffekte der Grotta azurra zeigt. In andern findet man grüne Lichter, je nach der Beschaffenheit des Grundes, in weißlichem Feuer phosphoreszierend, zumal in der Grotta verde, der herrlichsten Capris durch ihre prächtig gewölbte Architektur und die Umfassung grandioser Felsenzinnen. Sie ist nicht ganz unterirdisch bedeckt, sondern hat eine Felsendurchfahrt von einer Seite zur andern. Einige dieser Grotten haben Namen, wie die Marmolata, die Marinella, andere sind namenlos. Ich machte mir das Vergnügen, alle die namenlosen, die ich besuchte, zu benennen, ohne den Ruhm eines Höhlenentdeckers zu beanspruchen. Und so weiß ich nur allein, wie schön es ist in der Grotte Stella di Mare, in der wundersamen meerblumengeschmückten Grotte Euphorion, in der Grotte der Meerspinne, deren Wände gelb sind und deren Gestein, wo es die Welle benetzt, rosig, samtgrün und weißlich schimmert. In einer Grotte war es ein Wogenschlürfen und ein anapästisches Wellenschlagen, so daß ich sie den Eumeniden geweiht habe. Alle liegen sie vom Ufer des Solaro bis hinaus über die Faraglioni, unscheinbar außen, da ihre Mündung oft dem oberflächlichen Blick entgeht, drinnen hochwölbig, dun-

kel, wellenstill, von Meerspinnen, Seeigeln, Meersternen bewohnt, eine zauberische Geistereinsiedelei.

Es ist höchst belohnend, die ganze Insel zu befahren. Man braucht dazu drei Stunden und kann in dieser Zeit auch einige Grotten besuchen. Die Westküste hat die Höhlenbildung nicht, denn hier sinkt das Ufer vom Solaro nieder zwischen beiden Kaps Punta di Vitareto und Punta di Carena. Es sendet dort drei niedrige, doch schroffe Spitzen aus, Campetiello, Pino und Orica, welche mit Schanzen bewehrt sind. Und hier war auch die Stelle, wo die Muratisten bei Nacht die Felsen erklimmten. Rudert man aber um die Carena, so wird das Südufer plötzlich riesenhoch und fürchterlich steil; die Felsen steigen, gigantisch und wild, senkrecht vom Wasserspiegel auf bis in das Gewölk, welches ihre Gipfel nebelnd umspinnt. So geht die Südküste fort bis zur Punta Tragara, und nicht minder erhaben und bizarr zugleich ist die ganze Ostküste bis zum Lo Capo, dem Nordostkap der Insel. Hier ist das Ufer voll von stalaktitischen Höhlenbildungen.

Nun noch hinauf zum Gipfel Capris, zum Solaro. Steigt man über Ana-Capri auf pfadlosen Felsen mühsam kletternd, so gelangt man zu dem Kamm des Berges. Form und Anblick ist überraschend, weil der Berg sich auf der Höhe selbst tief einsenkt und eine dürre braune Fläche darbietet, das Dach jener Felsenwände, die nach Capri abstürzen. Auf braunem Heideland geht man fort zwischen starren Kalksteinblöcken, und jeder Schritt stört Schwärme brauner Heuschrecken auf, welche in unglaublicher Zahl den Boden bedecken. Am Rand dieser Fläche aber hängt an schauerlichen Felsen hoch über dem Meer die Klause des Eremiten von Ana-Capri, und nimmer sah ich noch

eine Eremitage, die es so ganz gewesen. Man muß durch die alte Kapelle gehen, um in die Klause zu treten. Ich fand alle Türen offen und den Siedler nicht daheim. Seine Kutte hing über der Mauer seines Felsengärtchens, über seinem Bette der heilige Antonius von Padua, ein geweihter Ölzweig und ein Rosenkranz; in seiner Vorratskammer die Madonna dolorosa, weinend, grade über einem Häuflein Zwiebeln, und da standen umher ein Korb voll Brot und ein paar leere Teller.

Ich sah im Campo Santo zu Pisa jenes phantasiereiche alte Freskogemälde von Ambrogio und Piero Lorenzetti, welches das Leben heiliger Eremiten in der Wüste darstellt, und fand einen Zug daraus hier lebend wieder. Ich glaube, der alte Eremit predigt hier jeden Freitag den Fischen, wie der heilige Antonius, den man auf einem Bilde in Rom sehen kann, wie er auf einer Felsenklippe steht und in das Meer hinunterpredigt. Es strecken aber die dummen Fische ihre Köpfe heraus und sperren alle die Mäuler weit auf. Wie ich nun in der Klause umherging, kam der Alte, ein Laienbruder. Er trug ein Bündel Reisig auf der Schulter. Sehr froh, einen Gast zu finden, entschuldigte er sich, daß er keinen Wein habe. Schon 32 Jahre klaust er oben in der Felsenwüste, und auch er hinkt vom Bergerklettern, doch nicht mephistophelisch klumpfüßig wie der Tiberius-Eremit, sondern nur menschenfreundlich sanft wie die Heiligen und die indischen Götter.

Über seiner schwindelnden Klause steht der Gipfel des Solaro, die Spitze Capris und, wie ich schon sagte, die Warte eines einsamlichen, segelerspähenden Mannes. Hat man sich dort hinaufgearbeitet, so genießt man endlich den Lohn des Herkules. Denn hier

liegt zu Füßen hingebreitet das ganze Eiland und ein Kosmos wunderbarer Schönheit. Und dies ist der Horizont, den hier das Auge umfaßt: südwärts endloses Meer, nach West und Nord die Ponzainseln, die hochgegipfelte Ischia, das Eiland Vivara, die sanftgeneigte Procida, hinter ihnen traumhaft und weit die Berge von Gaeta und Terracina mit dem Kap der Circe, weiter die Bergpyramide des Misen, an deren Fuß Tiberius ermordet ward, die elyseischen Ufer und die der Kimmerier, die blauen Küsten von Bajä und von Puteoli, Cumä, mit dem Berge Gaurus und der Solfatara, das schloßgekrönte Eiland Nisita, der schlanke Posilip, die Spitze der Camaldoli, ferne Berge von Capua, dann das schimmernde Ufer von Neapel, ein langer Kranz von Städten bis nach Torre del Greco; der zweigegipfelte rauchende Vesuv über Pompeji, hinter ihm hervor die schönen Berge von Sarno und Nocera, vielgegliedert und reichgefaltet; ostwärts das braune, scharfgemeißelte Ufer von Massa mit dem Kap von Sorrento und dem der Minerva, dahinter der gigantische Berg Sant Angelo, weiter hinweg die sirenusischen Klippen und alles Uferbergland der Golfe von Amalfi und Salerno, endlich weit hinaus die bleichen fernen Berge von Kalabrien, der Ufersaum von Pästum und Kap Licosa in Lucanien.

Auf solcher Höhe und in solcher Weite des Gesichtskreises fühlt man einmal auch Sonnenweiten menschlicher Existenz. Denn fürchterlich eng ist das Menschenleben, und es rücken die Dinge hart auf den Leib, welcherlei Namen sie haben, so daß es ein ewiger kleinlicher, peinlicher Kampf ist um größern Horizont. So ist auch alle Bildung Horizontvergrößerung; ihr herrlichster Lohn ein Blick von Höhen der Kultur, wo sich

die Künste und die Wissenschaften, alles Geschaute, Gedachte und Gelebte in göttlicher Ordnung, schön und weit zu einem kosmischen Ringe schließen. Auf dem Gipfel des Solaro dachte ich an Humboldt. Ich glaube, um dessen Geist liegt die Welt so schön und klar gegliedert; und auch an Plinius dachte ich hier, den Humboldt der Römer, wie ich den Berg Misen und den Vesuv sah; und an Aristoteles, den wahrhaft kosmischen Geist und Ordner des menschlichen Wissens.

Doch wir, schon zufrieden, nur mit dem leiblichen Auge eine so große Ordnung der Natur einmal angeschaut zu haben, steigen jetzt herab; denn es sinkt die Sonne hinter Ischia. Schon glüht das weite Meer im Westen von dunklem Purpur, und der Fels von Ponza, der sich aus der Flut emporhebt, schön und fern, als läge er in einer andern Sphäre des Raums und des Lichts, ist ganz durchglüht und erschimmert in durchsichtigem Purpurbrande. Also lebe wohl, du schönes Eremiteneiland Capri!

Nachwort

Die ehrfurchtgebietende Gestalt des Geschichtschreibers Ferdinand Gregorovius (1821 – 1891) ist die letzte in der Reihe der großen Deutschen des ausgehenden achtzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts, denen das Land Italien zum entscheidenden, zum beherrschenden Erlebnis ihres Lebens wurde; die in und an Italien, bisweilen nach notvollen inneren und äußeren Wirren, zur eigentlichen Mannheit, zur eigentlichen Lebensleistung reiften. Dieses Phänomen des Reifwerdens ist ihnen allen gemeinsam – mögen die Goethe, Winckelmann, Heinse, Seume, Platen, Rumohr, Bachofen, um nur diese zu nennen, sich in ihrem menschlichen Teil und als Bildner, als Vollbringer einer überpersönlichen Sendung, noch so sehr voneinander unterscheiden: Italien, das klassische Land, der schicksalhafte Gegenpol zum seinem Wesen nach romantischen Deutschland, ließ jene Großen und ihre Brüder im Geiste, ebenbürtige und geringere, sich vollenden, als Individuen und im Werk. Sie fanden ihre Mitte, und von dieser Mitte aus begannen sie gleichsam von neuem, begann ein Neues in ihnen, erlebten sie eine zweite Geburt – und in ihrer aller Augen mag ein neues Leuchten getreten sein, ihnen selbst unbewußt, von anderen nicht wahrgenommen, mochte gleich an ihrer Erscheinung und ihrem Wandel sich nichts oder wenig geändert haben. Goethe wäre ein großer Dichter gewesen auch ohne sein Italienerlebnis; die Wandlung indes, die er erlebte, als er die Alpen überschritten hatte, schuf ihn um zum größten. Platens späte Hymnen, die letzten Offenbarungen seines Genius, die wie wenige andere erweisen, wessen die deutsche Sprache fähig ist, sind nicht denkbar ohne die erhebende

Läuterung, die er sich in Italien errang — von mehr zufälligen Schöpfungen wie den „Sonetten aus Venedig" ganz zu schweigen. Bachofens literarisches Romerlebnis hätte hingereicht, um ihn zum großen Gelehrten zu machen — indem er leibhaftig niederstieg in Roms Gräberwelt, ward er zum Mystagogen in die Lehren der orphischen Theologie, zum Deuter der Gräbersymbolik der Alten, zum Weisen. Und wäre der zweite Akt des „Tristan" wohl entstanden, hätte Richard Wagner sich nicht von Zürich nach Venedig zu flüchten vermocht, aus der Verzauberung in die tiefere Verzauberung, um in der tiefsten, im Werk, gewachsen zu erwachen?

Zwar gedieh nicht allen Überschreitern der Alpen Italien zum Heil, und neben Goethes leuchtendem Olympiertum ist Konradins Verbluten nicht minder ein schicksalsträchtiges Sinnbild für das deutsche Italienerlebnis: Winckelmann fiel zu Triest durch Mörderhand; der trauervollste Ort der Welt, der Friedhof an der Pyramide des Cestius, nahm August von Goethe auf; als ein Todkranker kehrte Strachwitz, fast noch ein Knabe, aus Venedig nach Deutschland zurück; sonnenheiße Südstraßen leiteten Friedrich Nietzsche in die Flammenwüsten des Wahnsinns. Wohl, Fritz Schillmann, dessen kundige Herausgeberschaft die beiden Türme der Kathedrale, die Ferdinand Gregorovius' schöpferisches Werk darstellt, „Rom im Mittelalter" und die „Wanderjahre", jüngst in neuem Glanze erstehen ließ, hat recht, wenn er schreibt: „Von Verona bis Syrakus durchzieht eine große deutsche Gräberstraße ganz Italien" — aber es ziemt nicht, über den Toten der Lebenden zu vergessen, des Lebens zu vergessen, des unsterblichen Lebens, das das Land Italien in deutschen Künstlern und Gelehrten hat erwachsen und in ihrem Werke hat Gestalt werden lassen.

Das spezifisch deutsche Italienerlebnis stellt sich seiner Struktur nach in eigentlich allen seinen mannigfachen Erscheinungsformen als ein Überwinden der Romantik durch Streben nach Klassik dar, Romantik hier nicht als literar-

historische Epoche, sondern als geistig-seelische Grundeinstellung und Haltung des deutschen Menschen genommen: als das eigentümliche Ungenügen an Ich und Welt, das den Deutschen einerseits zum Streben nach höchsten Leistungen auf allen Gebieten menschlichen Wirkens und, in glücklichen Fällen, zu ihrer Erreichung befähigt, zum Protestieren gegen Bestehendes und zum überwindenden Umschaffen; das ihn andererseits jedoch häufig genug zum zweifelnden und verzweifelnden Aufgeben seiner selbst, zu Minderwertigkeitsgefühlen, zur Unterordnung und damit zu Servilismus und Byzantinertum, zur Mißachtung des eigenen Ich und seines Volkes führt; Romantik sei hier als die schweifende Sehnsucht, der schwelende Drang nach dem Unendlichen genommen, der den Deutschen zum Wanderer macht und ihn über die Länder der Erde sich verbreiten läßt, wo er, und für gewöhnlich nur zu bald, untertaucht und, sich mit fremden Rassen vermischend, ihnen sein Blut zuführt, worin, wer da will, eine der Erfüllungen der weltgeschichtlichen Sendung der Germanen erblicken mag. Ungenügen strebt nach Genügen, Chaos will Form; Bewegung sucht Ruhe; das romantisch-dynamische Prinzip deutscher Seelenhaftigkeit drängt zum verschmelzenden Ausgleich mit dem klassisch-statischen Prinzip römischer Geisthaftigkeit.

Das ahnende Wissen um dieses Phänomen war und ist es, was die Deutschen nach Italien trieb, treibt und treiben wird; Ferdinand Gregorovius gab ihm zur guten Stunde nach. Ein anderes, nicht in den Schächten und Schichten der Seele, dem urtümlichen Sein gelagertes, sondern mehr der Bildung, dem Gewordensein verhaftetes, tritt hinzu: Hofmannsthal — und er dürfte der erste gewesen sein, der die Erscheinung in der rechten Weise deutete — erblickt in der deutschen Romantik (diesmal als jene Epoche unserer Literaturgeschichte genommen, da der deutsche Geist sich am reinsten enthüllte und sogleich Weltgeltung erlangte), und zumal derjenigen Schlegels, das Heimweh der nordischen Protestanten nach der Zivilisation des katholischen Südens, der sie lockte als etwas Fremdartiges und Bestrickendes.

Ferdinand Gregorovius war Deutscher und Romantiker; nach leidlich verworrenen Jugendjahren ging er nach Italien, wo er sich selbst fand und zum Humanisten klassizistischer Gesinnung ward. Ferdinand Gregorovius, ein Protestant, erlag der Bezauberung des katholischen Südens und suchte ihrer Herr zu werden, indem er die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" schrieb, die Geschichte der Epoche also der höchsten Macht, des höchsten Glanzes der katholischen Kirche; aber er schrieb sie, wider Willen im Grunde, als Ghibelline, als Deutscher und als Protestant.

Gregorovius war Romantiker durch seine Zeit und das Milieu seiner Herkunft. Am 19. Januar 1821 wurde er in Neidenburg in Ostpreußen als jüngster Sohn eines Kreisjustizrates geboren; seine Kinderjahre verlebte er in dem gotischen Ordensschloß, das sein Vater aus der russischen Zerstörung hatte wiedererstehen lassen und mit seiner Familie bewohnte, und die Eindrücke, die Gregorovius als früheste empfing, haben sich, als Hang zum Mittelalter, fruchtbar ausgewirkt: er bekannte später, daß ohne die Neidenburg die „Geschichte der Stadt Rom" vielleicht niemals geschrieben worden wäre. Nach Schuljahren in der Vaterstadt und in Gumbinnen bezog er als Siebzehnjähriger die Universität Königsberg, um Theologie zu studieren, der Tradition seiner Familie gemäß, die seit dreihundert Jahren dem Lande Geistliche und Juristen geschenkt hatte. Zwar absolvierte er das Studium, aber nach einer Probepredigt riet ihm sein Oheim, ein Superintendent, was ihm schon sein Lehrer Karl Rosenkranz geraten hatte: sich philosophischen und literarhistorischen Studien zuzuwenden. 1843 promovierte er mit einer lateinischen Arbeit über die Ästhetik des Plotin. Gregorovius war Romantiker — er glaubte sich Dichter. In einer kleinen Schrift geißelte er mit romantischer Ironie Zeitverhältnisse, lief er Sturm wider Philistertum und Autoritätsglauben; er veröffentlichte einen umfänglichen Roman „Werdomar und Wladislaw" (1845); der polnische Freiheitskampf riß ihn fort, er schrieb ein

Werk über die Idee des Polentums (1848) und ein Bändchen Polenlieder (1849). Die Feier von Goethes hundertstem Geburtstage, ein halbwegs äußerer Anlaß also, führte eine gewisse Wandlung und Beschwichtigung herbei: Gregorovius begann, sich mit dem damals wenig populären Dichter zu beschäftigen, und es entstanden mehrere kleine Schriften über Goethe.

Zumal der „Wilhelm Meister" war es, der ihn anzog, und besonders der utopistisch-humanistische Grundgedanke der „Wanderjahre" bannte ihn. Die Idee des Humanismus, gepaart mit kosmopolitischem Idealismus, ließen ihn sich dem Imperium Romanum und dessen Geschichte zuwenden; die Gestalt Hadrians, des humanen, des Wanderers durch die Länder seiner Erde, lockte ihn; Gregorovius schuf sein erstes historisches Werk, die „Geschichte des römischen Kaisers Hadrian und seiner Zeit" (1851). Zugleich aber erwachte sein Dichterdrang und heischte Stillung; gleichsam als Widerpart zu Hadrian erkor er sich den greisen Tiberius und schrieb, im selben Jahre, sein einziges Drama, „Der Tod des Tiberius".

Die Vorbedingungen zur Blickrichtung auf Rom waren somit gegeben; eifrige Dante-Lektüre in jener Zeit lenkte den Sinn auf Italien und dessen Mittelalter. Noch aber lag das Land jenseits der Alpen in schier unerreichbarer Ferne: in Anbetracht seiner sieben Geschwister war der junge Gregorovius durchaus auf sich selbst angewiesen; er erwarb seinen Lebensunterhalt als Lehrer an einer Mädchenschule, wo er so abgöttische Verehrung genoß, daß seine Schülerinnen gelegentlich aus seinen Gummischuhen tranken. Nebenher schrieb er für Zeitungen und Zeitschriften; Robert Prutz veröffentlichte im „Deutschen Museum" Gregorovius' „Sommeridyllen vom samländischen Ufer", die seine ersten tastenden Versuche in der Landschaftsschilderung darstellen, in welcher Gattung er in der Folgezeit zu so hoher Meisterschaft gelangen sollte.

Zwei Umstände waren es, die Ferdinand Gregorovius nach Italien trieben: ein unglückliches Liebeserlebnis und

die Erkrankung seines Freundes Ludwig Bornträger. Am 19. April 1852 langte er in Venedig an — und war in tiefster Seele enttäuscht: ihm widerfuhr, was eigentlich jedem Deutschen widerfährt, der zum ersten Male Italiens Boden betritt. Der Tod seines Freundes, der unmittelbar vor seiner Ankunft in Florenz erfolgte, tat ein übriges, und es erscheint fast wie eine höhere Eingebung, daß Gregorovius sich zu dem Entschluß durchrang, von Livorno nach Korsika überzusetzen. Denn jener Aufenthalt auf Korsika vermochte nicht nur, ihn in Italien festzuhalten — er ließ ihm zugleich den Glauben an sich und seine Berufung wieder zuteil werden, der in jenen Tagen der Hoffnungslosigkeit und inneren Verödung fast völlig geschwunden war. Gregorovius schrieb eine Folge von Aufsätzen über die Insel, großartige Naturgemälde, auf durchaus persönlich-eigenartige Weise mit Historischem verquickt, so daß etwas wie ein neues Literaturgenre entstand, die „historische Landschaft" (Simonsfeld). Jene Schilderungen, deren Veröffentlichung in Buchform um ein weniges später erfolgte, trugen ihrem Verfasser Anerkennung die Fülle und auch Geld ein; und indem Gregorovius fortfuhr, Italien von den Alpen bis Sizilien zu durchwandern und zu beschreiben, gelang es ihm nicht nur, sein zweites Hauptwerk zu schaffen, die „Wanderjahre in Italien" (1856—77), sondern zugleich Mittel und Muße zu finden, deren er bei seinem stolzen und aufrechten, aller amtlichen Tätigkeit und Gebundenheit abholden Unabhängigkeitsdrange bedurfte, um sein eigentliches Lebenswerk zu gestalten, die „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" (1859—72).

Der Gedanke, sich dieser ungeheuren Aufgabe zu unterziehen, erwuchs keineswegs langsam und organisch in ihm: er überkam ihn wie eine Inspiration, nachdem er, abgesehen von Unterbrechungen durch kleinere und größere Ausflüge und Reisen, bereits zwei Jahre in Rom geweilt und gearbeitet hatte. In seinen römischen Tagebüchern berichtet er unterm 3. Oktober 1854: „Ich beabsichtige, die Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter zu schreiben. Für

diese Arbeit bedarf es, so scheint mir, einer höchsten Disposition, ja so recht eines Auftrags vom Jupiter Capitolinus selbst. Ich faßte den Gedanken dazu, ergriffen vom Anblick der Stadt, wie sich dieselbe von der Inselbrücke S. Bartolomeo darstellt. Ich muß etwas Großes unternehmen, was meinem Leben Inhalt gäbe." Und zwei Jahre später heißt es: „Rom ist der Dämon, mit welchem ich ringe. Wenn ich siegreich den Kampf bestehe, d. h. wenn ich dies überwältigende Weltwesen zu einem Objekt der durchdringenden Betrachtung und der künstlerischen Behandlung für mich selbst bezwinge, dann werde ich auch ein Triumphator sein."

An seinem 51. Geburtstage schloß Gregorovius das monumentale Werk ab, eine der stolzesten Leistungen deutscher Geschichtschreibung, ungeachtet der Irrtümer in Einzelheiten, ungeachtet der die historische Objektivität beeinträchtigenden, durchaus ghibellinisch-protestantischen Haltung des Autors — grandiose Freskogemälde, mit schöner Leidenschaft empfangen, mit heroischem Pathos ausgeführt. Der Erfolg bei der Öffentlichkeit war bedeutend; die Fachkritik verhielt sich kühl. Der Vatikan setzte das Werk 1874 auf den Index — die Stadt Rom, die Hauptstadt des jungen Königreichs Italien, ernannte 1876 Ferdinand Gregorovius zu ihrem Ehrenbürger, nachdem zuvor der römische Gemeinderat die Vollendung der italienischen Übersetzung auf Kosten des Munizipiums beschlossen hatte.

In Rom hat Gregorovius sich selbst gefunden; in Rom erwachte er zu seiner Bestimmung. Er hatte die Stadt als Dichter betreten, der er in seinen jungen Jahren zu sein wähnte, und in seine römische Anfangszeit fällt seine letzte größere Dichtung, das pompejanische Epos „Euphorion" (1858). Gregorovius war nur insofern Dichter, als er Romantiker war, und indem er die Romantik in sich überwand, indem er zum Humanisten, zum Gelehrten, zum Geschichtschreiber wurde, erstarb der Dichter in ihm — zu seinem Heil, denn er wäre immer nur ein mittelmäßiger Dichter geblieben. Freilich hat er, in gelinder, entschuldbarer Selbsttäuschung, den Untergang seines Dichtertums

beklagt; er hat sein wissenschaftliches Lebenswerk mit einem lastenden Stein verglichen, unter dem das Dichterische nur als blasser, kümmerlicher Pflanzenwuchs hätte fortbestehen können. Er irrte — denn was an dichterischen Kräften in ihm war, strömte stark und voll in sein Werk; das bezeugt jede Seite der „Geschichte der Stadt Rom", das bezeugt jede Zeile der „Wanderjahre", und zumal der Idylle „Capri" (1868), dieser seiner köstlichsten Schöpfung, die 1882 ein Gegenstück in der ionischen Idylle „Korfu" fand. Und wo der alte romantische Dichterdrang in ihm zu leidenschaftlich nach Stillung verlangte, entlud er ihn in kleinen Gedichten, die er zwischen die Prosagedichte der „Wanderjahre" streute, wo sie, gleichsam als Illustrationen, sehr wohl zu bestehen vermögen, freilich mehr um ihres Verfassers als um ihrer selbst willen.

Nach der Vollendung seines Hauptwerkes litt es Gregorovius nicht mehr in Rom. Seine Aufgabe war erfüllt; der Schauplatz seiner Schöpfung erfüllte ihn mit Trauer, und das um so mehr, als er das geliebte mittelalterliche Rom allmählich hinsinken, verschwinden und dem modernen Rom Raum geben sah. So zog er denn 1874 nach München; die Bayrische Akademie, der er bislang als korrespondierendes Mitglied angehört hatte, ernannte ihn zum ordentlichen Mitglied; er lebte zurückgezogen im Kreise der Seinen, pflog Umgangs mit Schack, Heyse und Platens Jugendfreund, dem Kirchenhistoriker Döllinger, unablässig schaffend und neue große Pläne fassend. 1880 bereiste er Griechenland, 1882 besuchte er Ägypten, Konstantinopel, Syrien und Jerusalem. Eine Fülle wissenschaftlicher Arbeiten, zumeist Einzeluntersuchungen, entstand, imponierend allein schon durch ihre Zahl, als wichtigste eine „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter" (1889); eine beabsichtigte „Geschichte der Stadt Jerusalem im Mittelalter" ist nicht mehr zur Ausführung gelangt. Der Erwähnung verdienen die Monographien „Lukrezia Borgia" (1874) und „Athenais, Geschichte einer byzantinischen Kaiserin" (1882).

Nachdem Ferdinand Gregorovius noch am 15. November 1890 die Festrede in einer öffentlichen Sitzung der Akademie gehalten hatte — „Die großen Monarchien oder die Weltreiche in der Geschichte" — „eine letzte philosophische Wanderung durch die Weltgeschichte in epigrammatischer Kürze und lapidarer Sprache, von seltener Weite und Großartigkeit der Auffassung," (Simonsfeld) starb er an einer Gehirnhautentzündung am 1. Mai 1891, wenige Wochen nach seinem 70. Geburtstage.

Ernst Sander.

GOETHE

Italienische Reise

Mit einem Anhang

Reisetagebuch für Frau von Stein

Mit einem Bildnis Goethes und einer Handschriftprobe

Mit einer Einleitung herausgegeben von Theodor Friedrich

Helios-Bücher

Verlag von Philipp Reclam jun. Leipzig

*

JOHANN GOTTFRIED SEUME

Spaziergang nach Syrakus

im Jahre 1802

Universal-Bibliothek Nr. 186-88a

*

HEINRICH HEINE

Italien

Reise von München nach Genua – Die Bäder von Lucca – Die Stadt Lucca

Herausgegeben von Hartwig Jeß

Universal-Bibliothek

Nr. 3602-5

JOHANN JAKOB BACHOFEN

Urreligion und antike Symbole

Systematisch angeordnete Auswahl
aus seinen Werken in drei Bänden

Herausgegeben von Carl Albrecht Bernoulli

Universal-Bibliothek
Nr. 6661-68, 6669-76, 6677-84

*

Das Werk Johann Jakob Bachofens, vor wenigen Jahren lediglich einem kleinen Kreis von Eingeweihten bekannt, beginnt plötzlich die Allgemeinheit auf das lebhafteste zu beschäftigen. Die Gedankenwelt eines der größten deutschen Gelehrten des 19. Jahrhunderts, der, was den Wert seiner Forschungsergebnisse betrifft, Nietzsche ebenbürtig ist, wenngleich er ihm an Glanz der Erscheinung nachsteht, breitet sich machtvoll aus. Bachofen, Rechtshistoriker und Religionsforscher, ist einer der herrlichsten Verkünder antiker und somit europäischer Religiosität. Bachofens kritische Forschung wandelte sich zu beflügeltem Mystizismus — seine Erkenntnisse sind eine hohe menschliche Angelegenheit. Seine historische Symbol-Psychologie erstreckt sich auf eine Unzahl antiker Kunstdenkmäler und Mythen, deren wahren Gehalt er als erster ausgedeutet hat. — Ganz abgesehen von der hohen Bedeutsamkeit seiner Forschungsergebnisse erscheint Bachofen als ein Stilist ersten Ranges.

AUGUST GRAF VON PLATEN

Tagebücher

Im Auszuge herausgegeben von Erich Petzet

Universal-Bibliothek Nr. 6872—75

Unter den großen Autobiographien der Weltliteratur nehmen die Tagebücher Platens eine ebenso hervorragende wie eigenartige Stellung ein. Nicht ein harmonisches, weit entfaltetes Lebensbild im Sinne Goethes bietet Platen; einzig er selbst ist Gegenstand seiner Darstellung, und nur, wenn sie sein Gefühlsleben berührt, spricht er von der Außenwelt. Von seinem Innern aber zieht er die letzten Schleier. Das Erlebnis, das Platen durch sein ganzes Leben begleitete, war seine große seelische Einsamkeit.

*

Gedichte

Ausgewählt von Hans von Hülsen und Ernst Sander

Mit einem Nachwort von Hans von Hülsen

Universal-Bibliothek Nr. 291/92

„Platen ist der einzige deutsche Erfüller der romanischen Sonettenform — ein melancholischer Fackeltänzer im Rosengarten persischer Dichtung — ein Steinmetz unvergeßlicher Balladen — ein Pfeilschütz scharfgeschliffener Epigramme." (Hans von Hülsen)

Moderne Erzähler

in Reclams Universal-Bibliothek

Jo van Ammers-Küller: Der Kuß des Erlösers. Novelle. Nr. 6800

Martin Andersen Nexö: Schwarze Erde. Novellen. Nr. 6716

Otto Anthes: Unter den sieben Türmen. Lübische Geschichten. Nr. 6634

Hermann Bahr: Die schöne Frau. Novellen. Nr. 6451

Rudolf Hans Bartsch: Pfingstküsse. Novellen. Nr. 6452

Ludwig Bäte: Gang ins Gestern. Novelle. Nr. 6781

Alice Berend: Kleine Umwege. Novellen. Nr. 6511

Julius Berstl: Lichtenbergs Idyll. Novelle. Nr. 6731

Hans Friedrich Blunck: Bruder und Schwester. Novelle. Nr. 6831

Karl Federn: Die Flamme des Lebens. Roman. Nr. 6821–23

Svend Fleuron: Die Marodeure des Sees und andere Tiergeschichten. Nr. 6554

Friedrich v. Gagern: Der Marterpfahl. Novelle. Nr. 6533

Max Halbe: Frau Meseck. Eine Dorfgeschichte. Nr. 6561

Per Hallström: Das ewig Männliche. Novellen. Nr. 6450

– Das Wrack. Novellen. Nr. 6480

E. v. Handel-Mazzetti: Der Richter von Steyr. Nr. 6454

Thomas Hardy: Seiner Frau zuliebe. Erzählungen. Nr. 6520

Gerhart Hauptmann: Bahnwärter Thiel. Novellistische Studie. Nr. 6617

Sophie Hoechstetter: Lord Byrons Jugendtraum. Novelle. Nr. 6571

Ricarda Huch: Der neue Heilige. Novellen. Nr. 6481

Rudolf Huch: Der tolle Halberstädter. Novelle. Nr. 6521

– Der Herr Neveu und seine Mondgöttin. Eine kuriose Affäre aus der Perückenzeit. Nr. 6622/23

Hans v. Hülsen: Der Finkensteinsche Orden. Novelle. Nr. 6660

Rudolf Jeremias Kreutz: Menschen im Schutt. Novellen. Nr. 6381

– Die Passion des Grafen Klingenperg. Novelle. Nr. 6860

Dietrich Loder: Das verrückte Auto. Humoresken und Grotesken. Nr. 6589

Emil Lucka: Thule. Eine Sommerfahrt. Nr. 6534

Thomas Mann: Tristan. Novelle. Nr. 6431

Max Mell: Morgenwege. Ausgewählte Erzählungen und Legenden. Nr. 6456

Ejnar Mikkelsen: Der Gletscherteufel. Geschichten aus der Polarregion. Nr. 6655

Hans Müller: Der Brand von Trukitzan. Erzählung. Nr. 6535

Adolf Obée: Die Punschgesellschaft. Merkwürdige Geschichten. Nr. 6727

– Der Globus und Tante Nelly. Humoresken. Nr. 6370

Josef Ponten: Die Bockreiter. Novelle. Nr. 6690/91

– Die Insel. Novelle. Nr. 6261

Albert H. Rausch: Jonathan. Novelle. Nr. 6870

– Patroklos. Novelle. Nr. 6814

Wilhelm Schäfer: Rheinische Novellen. Nr. 6200

Jakob Schaffner: Die Mutter. Novelle. Nr. 6500

Arthur Schnitzler: Die dreifache Warnung. Novellen. Nr. 6458

Wilhelm v. Scholz: Der Kopf im Fenster. Erzählungen und Gedichte. Nr. 6341

Karl Schönherr: Die erste Beicht' und andere Novellen. Nr. 6459

Max Sidow: Spiel mit dem Feuer. Novellen zwischen Tod und Leben. Nr. 6700

Oskar Sonnlechner: Grüne Tage — grüne Nächte. Jagdgeschichten. Nr. 6651/52, 6696/97

Hermann Stehr: Der Schindelmacher. Novelle. Nr. 6541

Dora v. Stockert-Meynert: Euphorion. Novelle. Nr. 6647

Robert Walter: Thespis und das Meerschweinchen. Roman eines wunderlichen Tages. Nr. 6819/20

Hans Watzlik: Ungebeugtes Volk. Erzählungen. Nr. 6538

Wilhelm Weigand: Wendelins Heimkehr. Erzählung. Nr. 6729/30

Edvard Welle-Strand: Pojohla. Geschichten aus Nordland. Nr. 6835

Achim v. Winterfeld: Im heiligen Hain. Der Roman einer Ehe. Nr. 6847/48

Arnold Zweig: Gerufene Schatten. Novellen. Nr. 6711

Stefan Zweig: Angst. Novelle. Nr. 6540

Näheres über Einbände und Preise ist aus dem neuesten Verzeichnis der U.-B. ersichtlich, das in jeder Buchhandlung oder gegen Portoeinsendung vom Verlag zu haben ist

3 0112 098502310

Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag!

Das Urteil einer führenden Literatur-Zeitschrift:

„Ununterbrochen veröffentlicht der Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, neue wertvolle Werke. Es ist noch lange nicht genügend bekannt, wie außerordentlich das Unternehmen auch in seiner äußeren Ausstattung gewonnen hat. Der Satzspiegel ist längst nicht mehr so kompreß wie früher, die sehr leserliche Fraktur berührt auch groß Kurzsichtige sympathisch. Papier, Umschläge und Einbände sind gediegen und geschmackvoll. Die Auswahl der neu erscheinenden Werke muß aber jeden Bücherfreund beglücken."

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig

3 0112 098502310

Bücherfreunde erhalten vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek durch die Buchhandlungen oder den Verlag!

Das Urteil einer führenden Literatur-Zeitschrift:

„Ununterbrochen veröffentlicht der Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, neue wertvolle Werke. Es ist noch lange nicht genügend bekannt, wie außerordentlich das Unternehmen auch in seiner äußeren Ausstattung gewonnen hat. Der Satzspiegel ist längst nicht mehr so kompreß wie früher, die sehr leserliche Fraktur berührt auch groß Kurzsichtige sympathisch. Papier, Umschläge und Einbände sind gediegen und geschmackvoll. Die Auswahl der neu erscheinenden Werke muß aber jeden Bücherfreund beglücken."

Druck und Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig